

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

28–29/2010 · 12. Juli 2010



Haiti

Hans-Ulrich Dillmann

Als die Möbel „zu tanzen begannen“ – Szenen aus Haiti

Jürgen Pohl

Wiederaufbau nach dem Erdbeben – Perspektiven für Haiti

Oliver Gliech

Die „erste schwarze Republik“ und ihr koloniales Erbe

Sonja Norgall

Voodoo für das haitianische Volk

Julia Schünemann

Die Zerbrechlichkeit des haitianischen Staates

Klaus Lengefeld

Nachhaltige Entwicklung durch Tourismus?

John Miller Beauvoir

Herausforderungen für die Jugend in Haiti

Editorial

Beim Erdbeben der Stärke 7,0 im Januar 2010 in Haiti starben etwa 250 000 Menschen, über 300 000 wurden zum Teil schwer verletzt, 1,3 Millionen wurden obdachlos und 600 000 zu Binnenflüchtlingen. Lokale Wirtschaftsstrukturen wurden fast völlig zerstört. Trotz jahrelanger Warnungen vor einem schweren Beben, gab es keine Bauauflagen zur Erdbebensicherheit und keinen funktionierenden Zivilschutz.

Die Folgen des Erdbebens wurden durch strukturelle Defizite wie der eingeschränkten Handlungsfähigkeit der Regierung, einer weit verbreiteten Korruption sowie ineffizienten Verwaltung verschärft. Sie erhöhten die Verwundbarkeit des Karibikstaates, der ohnehin unter großen sozialen Gegensätzen und chronischer Armut leidet: Haiti, das sich nach der Unabhängigkeit von Frankreich 1804 ein Jahrhundert lang von der Kolonialmacht „freizukaufen“ hatte, galt bereits vor dem verheerenden Beben als das ärmste Land Amerikas. Den Wiederaufbauprozess weiter erschwerende Strukturmerkmale sind eine Unterentwicklung der Zivilgesellschaft sowie eine starke Neigung der politischen Entscheidungsträger zu autoritärer Politikgestaltung: Im April 2010 verhängte Präsident René Préval den Ausnahmezustand, er kann nun 18 Monate lang per Dekret regieren. Die für dieses Jahr geplanten Kommunal-, Parlaments- und Präsidentschaftswahlen wurden auf unbestimmte Zeit verschoben.

Vor diesem Hintergrund wird der langwierige Wiederaufbau von internationalen Akteuren dominiert. Zwar verpflichtete sich die haitianische Regierung dazu, über die Verwendung der internationalen Hilfsgelder Rechenschaft abzulegen. Doch kritisieren Nichtregierungsorganisationen, nicht in den Wiederaufbauprozess des eigenen Landes eingebunden zu sein. Damit dieser zu einer Chance für einen Neubeginn wird, gilt es, eine dauerhafte Abhängigkeit Haitis von ausländischen Gebern zu vermeiden und stattdessen die Handlungsfähigkeit des Staates sowie der Zivilgesellschaft zu stärken.

Asiye Öztürk

Hans-Ulrich Dillmann

Als die Möbel „zu tanzen begannen“ – Szenen aus Haiti

Maritana Desir ist auch Monate danach noch die Angst und die Panik anzumerken. Stockend erzählt sie von dem schweren Erdbeben, dass am

Hans-Ulrich Dillmann

Geb. 1951; lebt in der Dominikanischen Republik und berichtet unter anderem für „die tageszeitung“, „Jüdische Allgemeine“ und Rundfunkanstalten. Er veröffentlichte 2009 mit Susanne Heim „Fluchtpunkt Karibik – Jüdische Emigranten in der Dominikanischen Republik“. hudillmann@aol.com
www.hudillmann.de

12. Januar dieses Jahres die haitianische Hauptstadt Port-au-Prince und deren Umgebung erschütterte: „Ich stand mit einer Nachbarin vor meinem Haus, als plötzlich alles anfang, zu schwanken. Der Boden hob und senkte sich.“ Mit lautem Knall stürzten Wände in die schmale Gasse, prasselten Steine auf sie nieder. Menschen schrien wie von Sinnen. Sie versuchte wegzulaufen. „Es war wie am Jüngsten Tag. Ich dachte, die Welt geht unter.“ Dann spürte die 27-jährige alleinstehende Mutter des zwei-jährigen Luis-Fred einen Schlag und verlor das Bewusstsein. „Ich erinnere mich nur noch, dass um mich herum alles voller Staub war.“

Als Maritana Desir Stunden später im Krankenhaus *Centre Eliazar Jermain* wieder aus ihrer Ohnmacht aufwachte, lag sie auf einer provisorischen Liege auf dem Fußboden, ihr Körper und das Gesicht blutverschmiert. Um sie herum war ein einziges Stöhnen und Schreien. „Ich werde das mein Lebtage nicht vergessen“, sagt Desir. Nachbarn hatten die ohnmächtige junge Frau aus den Trümmern gezogen und ins Gesundheitszentrum getragen, das zu diesem Zeitpunkt schon völlig überfüllt war. Notdürftig unwickelten freiwillige Helfer mit Lappen den blutigen Unterarm und die Hand, auf die herunterstürzende Betonbrocken gefallen waren. Ärzte gab es in diesem Hospital keine.

Erst drei Tage später kam sie ins Gemeindegemeinschafts-Krankenhaus *Hospital Communautaire Haïtienne* an der östlichen Ausfallstraße von Pé-

tion Ville in fachmännische Behandlung – zu spät. Die offene Wunde war bereits durch Schmutz schwer entzündet. Wundbrand diagnostizierte der französische Arzt, der als Nothelfer in die Katastrophenregion eingeflogen worden war. „Der Arm muss amputiert werden oder du stirbst“, versuchte der Mediziner ihr die lebensbedrohliche Situation klar zu machen. „Was sollte ich machen?“ In der Mitte zwischen Ellbogen und Handgelenk durchtrennte der Arzt Elle und Speiche. Und so wie Maritana Desir mit einem amputierten Arm leben muss, so gibt es seit dem Erdbeben weit über 10000 Menschen mit Behinderung, die künftig auf Geh- oder Greifhilfen angewiesen sind. „Manchmal greife ich noch nach etwas und merke erst dann, dass ich keine rechte Hand mehr besitze“, sagt Desir. Die Wunde ist inzwischen zu einer schmalen Narbenverheilung. Aber der Phantomschmerz stört sie noch immer, der Armstumpf ist druckempfindlich. Zwar wurde sie zeitweise in einer Ambulanz von *Ärzte ohne Grenzen* betreut, aber die Nothelfer sind wieder abgerückt, eine Rehabilitation ist nicht in Sicht.

Ihr Einzimmerhaus an einem Steilhang in Nerette, einem Armenviertel von Pétion Ville, ist nicht mehr bewohnbar. Andere, mehrstöckige Häuser haben es unter ihren Betondecken und Steinen begraben. Jetzt wohnt die junge Frau gemeinsam mit ihrem Sohn, den Nachbarn während ihres Krankenhausaufenthalts versorgten, in einem provisorischen Obdachlosencamp.

Doudline Casimir

Knapp 130 Kilometer südlich in der Hafenstadt Jacmel lag Doudline Casimir auf ihrem Bett und schlief. Zwei Zimmer bewohnte sie mit ihrem Mann und den beiden Kindern. Auch zwei Geschwister lebten dort. Sie habe kaum wahrgenommen, dass die wenigen Möbel in der ärmlich eingerichteten Hütte mit dem Wellblechdach „zu tanzen begannen“, erzählt sie. „Ich wachte auf, als das Dach einstürzte.“ Ein Balken verletzte sie am Kopf und am Arm. Die Narben sind noch immer sichtbar. Aber die junge Frau konnte sich selbst befreien. Ihre beiden Kinder, die zweijährige Tochter und der vierjährige Sohn, konnten die Nachbarn unter dem eingebrochenen Dach hervorziehen, auch ihre beiden Geschwister blieben unverletzt. „Wir haben alles verloren“, sagt die 24-jährige.

Ihr Mann war am Katastrophentag wie immer wochentags in Port-au-Prince. Er arbeitete bei einer Behörde und kam nur am Wochenende seine Familie besuchen. Vergeblich wählte sie immer wieder seine Handynummer, aber das gesamte Telekommunikationsnetz des Landes war zusammengebrochen. Erst drei Tage später kam eine Tante angereist und brachte die traurige Nachricht: Ihr Mann war tot aus den Trümmern eines Gebäudes geborgen worden. „Wie soll es weitergehen?“ Die Familie hat ihren Ernährer verloren, die wenigen Habseligkeiten, die sie ihr Eigen nannte, sind unbrauchbar oder zerstört. Inzwischen ist sie bis über beide Ohren verschuldet. In einer in der Nähe gelegenen kleinen Bude in der Rue de la Comédie kann sie anschreiben lassen, wenn sie Reis, Bohnen, Öl und Gemüse für das Mittagessen einkauft. „Aber für zehn Tage bezahle ich zehn Prozent Zinsen.“

Jetzt sitzt Doudline Casimir in einem Hinterhofkarree an der Komödienstraße und schaut mit einem unendlich traurigen Blick auf die Mauerreste ihres vier mal sechs Meter großen Hauses, schaut auf Regen durchweichte, angeschimmelte Matratzen, zerrissene und verschmutzte Kleidung, zerbrochenes Geschirr. Ein einfacher CD-Player ist zu Kabel- und Plastikmasse zusammengequetscht. „Es war kaum noch etwas brauchbar.“

„Der Staub raubte mir die Sicht“

Der haitianische Staatspräsident René Préval befand sich am Unglücksdienstag noch in seinem Büro im östlichen Flügel des prächtigen Palastes, der zwischen 1914 und 1921 erbaut wurde. Fassade und Mittelkuppel orientieren sich am Washingtoner Kapitol, an den Ecken erheben sich zwei weitere Kuppeln über dem westlichen und östlichen Flügel des Gebäudes. Die hohen, doppelgeschossigen Fenster des Arbeitszimmers sind aus schussfestem Panzerglas und haben dem 67 Jahre alten Agrarwissenschaftler das Leben gerettet. Sie verhinderten, dass die Kuppeldecke auf ihn stürzte. „Der Staub raubte mir die Sicht“, erzählte Préval später noch sichtlich erschüttert. „Es war ein Inferno. Ich musste über Leichen und Verletzte klettern, um mir einen Weg zwischen zusammengebrochenen Mauern und Decken nach draußen zu bahnen. Unter den Trümmern schrien Menschen um Hilfe“, erzählte der greise Staatschef im Gespräch mit Journalisten

zwei Tage später auf dem Flugfeld des schwerbeschädigten *Aéroport International Toussaint Louverture*. Die Erdschwingungen hatten die Frontfassade von Prévals Amtssitzes einstürzen lassen, die Mittelkuppel war mehr als zehn Meter in die Tiefe gerutscht. Die Fahnenstange auf dem Gebäude brach und die rot-blaue übergroße Flagge mit dem Staatswappen und dem Wahlspruch: „L'Union Fait La Force“ – „Einheit macht Stark“ – lag danach schmutzig und grau auf dem kurz geschnittenen Rasen des Staatspalastes. Wohin Préval auch schaute: Überall bot sich ihm im Regierungsviertel ein Bild der Verwüstung. Auch seine Privatvilla oberhalb des Place Canapé Vert wurde weitgehend zerstört. „Ich kann weder im Palast noch in meinem eigenen Haus wohnen“, sagte er in einem ersten Interview mit dem US-amerikanischen Nachrichtensender CNN einen Tag nach dem Erdbeben.

Viele Signale

Zuerst war es nur ein leichtes Rütteln, das die Menschen in der haitianischen Hauptstadt und deren südlicher Umgebung aufschreckte, dann begann die Erde zu zittern, aber die Erschütterung wurde schnell stärker, Wände begannen zu wackeln, Bäume schwangen gefährlich hin und her. Die vertikalen und horizontalen Bewegungen ließen Stockwerke seitlich abrutschen, Stützsäulen knickten wie Streichhölzer ein. In Panik liefen Menschen laut schreiend auf die Straße.

Innerhalb von nur 53 Sekunden, so lange dauerte das schwere Beben, das um 16.53 Uhr Ortszeit (22.53 Uhr deutsche Zeit) begann, war die haitianische Hauptstadt in weiten Teilen dem Erdboden gleichgemacht. Die an der Südküste des Landes gelegene Hafenstadt Jacmel mit ihren Arkadenhäusern aus dem 19. Jahrhundert, in der alles schon für den weltberühmten Karneval gerüstet war, war tagelang nicht zu erreichen, weil die einzige Verbindungsstraße durch Erdrutsche blockiert war. Mehr als die Hälfte der Häuser in der Innenstadt der „Perle der Karibik“, in der es das erste Telefonnetz des Landes gab, wurden schwer beschädigt und sind nicht mehr bewohnbar. Gleiches gilt für Petit-Goâve, westlich von Port-au-Prince. Und die Durchfahrtsstraße von Léogâne durchziehen breite und tiefe Risse. Sie sind noch immer nicht repariert und erinnern auf eindringliche Art

an die zerstörerischen Kräfte, die eine solche Erdverschiebung entwickelt.

Die Stärke des furiosen Bebens gibt das *United States Geological Survey* (USGS) Erdbebenforschungszentrum in den USA mit 7,0 auf der Momenten-Magnituden-Skala an. Das Epizentrum orteten die Geowissenschaftler rund 25 Kilometer südwestlich von Port-au-Prince in der Nähe der kleinen Ortschaft Leogâne in einer Tiefe von rund 17 Kilometern. Ursache, so die Geologen, ist eine seitliche Verschiebung der Karibischen und der Nordamerikanischen Platten. Das Ausmaß der Schäden vergleichen Experten mit der Zerstörungskraft zweier Atombomben von der Stärke der Hiroshimabombe. Das Erdbeben ist das schwerste in der Geschichte Haitis, das sich die zweitgrößte Karibikinsel Hispaniola mit der Dominikanischen Republik teilt. Über neun Millionen Menschen leben in dem 27750 km² großen Land. *Ayiti*, „Land der Berge“, nannten es die Taíno-Ureinwohner.

Das Beben kam nicht gänzlich unangemeldet. Geologen, die im Jahr 2008 die unterirdischen Verwerfungen untersuchten, hatten vor einem schweren Erdstoß gewarnt. Ihre Hochrechnung: Aufgrund der vorhandenen tektonischen Spannungen, die sich seit dem Jahr 1751 aufgebaut haben, könnten diese sich in einem Einzelbeben von der Stärke von bis zu 7,2 Magnituden entladen. „Es gab auch noch andere Indizien für die Gefahr“, erläutert der ehemalige haitianische Gesundheitsminister Daniel Henrys. Der Wasserspiegel des Azueï-See, östlich von Port-au-Prince, der an der haitianischen Grenze endet, und auch der des Lago Enriquillo auf der dominikanischen Seite war seit dem Jahr 2008 um fast zwei Meter angestiegen. „Das hängt mit der Verschiebung der Erdplatten zusammen. Es gab viele Signale. Aber sie sind nicht beachtet worden“, sagte Henrys. Auch der haitianische Filmmacher Arnold Antonin hatte vor den Gefahren einer Katastrophe gewarnt und ein halbes Jahr davor mit Gleichgesinnten demonstriert, damit endlich Vorsorgemaßnahmen ergriffen würden – niemand im Staats- und Regierungsapparat interessierte sich für die Warnrufe.

Staubige Schneise der Zerstörung

Durch Port-au-Prince, wo rund drei Millionen Menschen teilweise in riesigen Armenvierteln

leben, zog sich nach dem Beben eine staubige Schneise der Zerstörung – vom Meer hinauf bis nach Pétion Ville in den östlichen Anhöhen der Stadt, von Cité Soleil am nordwestlichen Stadtrand bis nach Carrefour im Süden. Selbst massive Betongebäude waren wie Kartenhäuser nach einem Windstoß in sich zusammengestürzt. Noch tagelang gruben verzweifelte Menschen mit den bloßen Händen nach Verschütteten, qualmten Brandherde. Noch Wochen später wurden immer wieder Leichen aus den Trümmern gezogen und am Straßenrand zum Abtransport abgelegt. Über der Stadt lag noch einen Monat später der süßliche Leichengeruch. Und auch jetzt noch finden sich in den zerstörten Gebäuden, die abgetragen werden, die Knochenreste Verstorbener.

Vor allem die Innenstadt der haitianischen Hauptstadt ist fast vollständig zerstört, das Regierungsviertel im Zentrum rund um den Champs de Mars ist eine einzige Steinwüste. Die Finanz-, Erziehungs- und Justizministerien sowie das Parlamentsgebäude, das Finanz- und Katasteramt, die Post und die Stadtverwaltung sind nur noch eine Schutthalde. Auch die anderen Ministerien wurden so schwer in Mitleidenschaft gezogen, dass sie ein Fall für die Abrissbirne sind. In den Trümmern starben unter anderem der Justizminister Paul Denis und weitere hohe Funktionäre. Von der berühmten Maria Himmelfahrt-Kathedrale der Stadt stehen nur noch die Grundmauern. Beim Einsturz wurde der Erzbischof von Port-au-Prince, Joseph Serge Miot, getötet. Der pittoreske Marché en Fer mit seiner von Gustave Eiffel entworfenen Eisenhalle in der Rue Traversière ist in sich zusammengekracht. Aus dem schwer beschädigten Zentralgefängnis konnten fast alle Gefangene entfliehen.

Auch das Hôtel Christopher, Verwaltungszentrale und politisches Hauptquartier der UN-Mission für die Stabilisierung in Haiti (*Mission des Nations Unies pour la Stabilisation en Haïti* – MINUSTAH) stürzte ein. Fast 200 Personen starben, darunter auch mindestens drei deutsche Staatsangehörige im Dienste der UN, die seit dem Jahr 2004 mit rund 7000 Soldaten aus 18 Ländern und 2000 Polizisten aus 42 Ländern für Sicherheit in Haiti sorgen soll. In den Trümmern des fünfstöckigen MINUSTAH-Headquarters fanden der Missionschef, Hédi Annabi, sein Stellvertreter und auch der Chef der *United Nations Police* (UNPOL) den Tod. Außerdem starben füh-



Straßenszene in Port-au-Prince: Leben mit der Zerstörung

© Herzau/laif

rende Oppositionspolitiker wie der Sozialdemokrat Michel Gaillard oder der Schriftsteller Georges Anglade.

Die Bilanz der Naturkatastrophe ist verheerend: Nach Angaben des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes sind bis zu drei Millionen Menschen direkt oder indirekt von dem Erdbeben betroffen, dies entspricht einem Drittel der Bevölkerung Haitis. Etwa 1,3 Millionen Menschen wurden obdachlos, weil ihre Häuser – nach Angaben der haitianischen Regierung 97294 – völlig zerstört sind oder so schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden, dass sie abgerissen werden müssen. 800000 Menschen leben seit Mitte Januar in einem der über 800 provisorischen Lager, die in Port-au-Prince und Umgebung auf fast jeder Freifläche entstanden sind. Innerhalb Haitis gibt es über eine halbe Million sogenannte *Internally Displaced People* (IDP), Erdbebenopfer, die ihre ehemaligen Unterkünfte aufgegeben haben und in ihre Heimatgemeinden in den nördlichen, östlichen und westlichen Provinzen vornehmlich bei Verwandten untergekommen sind.

Etwa 4000 Schulgebäude sind nicht mehr nutzbar, 1300 tote Lehrerinnen und Lehrer zählte das Erziehungsministerium. Über die

Zahl der toten Schüler und Studenten gibt es keine offiziellen Angaben, sie dürfte nach Tausenden zu zählen sein. Der Schulunterricht musste bis Anfang April unterbrochen werden und noch immer reichen die notdürftig errichteten Klassenräume nicht für die rund 350000 Schülerinnen und Schüler. Auch viele private und öffentliche Universitäten haben wegen Mangel an Unterrichts-räumen ihren Betrieb noch nicht wieder vollständig aufgenommen.

Zwischen 250000 und 300000 Menschen starben, offiziell spricht die UN von 225000 Toten. Allerdings wurden in den ersten Tagen Leichen in Massengräber beigesetzt, ohne dass deren Daten registriert worden wären: Wer einen Leichnam fand, legte ihn an den Straßenrand, wo er vornehmlich nachts abgeholt und weggebracht wurde. Vor dem *Hospital Chirurgical de la Trinité* im Stadtteil Bel-Air stapelten sich tagelang immer wieder neue aufgedunsene leblose Körper auf dem Bürgersteig, während ein paar Meter weiter auf der Straße Schwerverletzte behandelt wurden. Wegen der Einsturzgefahr hatten Mitarbeiter der Hilfsorganisation *Ärzte ohne Grenzen* eine Notaufnahme unter freiem Himmel für die schlimmsten Fälle eingerichtet.

Das „Kleine Nichts“

Titanyen heißt die Savannenlandschaft nördlich an der Landstraße nach Saint Marc. Sanfte kahl geholzte Hügel ziehen sich so weit das Auge reichen kann gen Norden. Feldwege verschwinden irgendwann zwischen den Erhebungen. Menschen verirren sich kaum in das „Kleine Nichts“, wie die deutsche Übersetzung des kreolischen Begriffs Titanyen lautet. Kein Schild weist auf die riesigen Gräberareale, in denen die Toten des Erdbebens vom 12. Januar beigesetzt wurden. Nur ein Kenner der Gegend findet die versteckten Stellen, zu denen in den Tagen nach dem Erdbeben ununterbrochen Lastwagen fahren, um in eilig ausgehobenen Gruben ihre Leichenfracht zu entladen. Manche der Lastwagenfahrer aber kippten die Ladung einfach in ausgetrocknete Flussläufe in der Umgebung, die dann später eingeebnet wurden. Ein großes weißes Kreuz markiert eines der Massengräber in Savanne Bef. Dahinter liegt ein ausgebleichter Schädel, in Schrittweite finden sich Knochen und Schädelreste, die nicht vollständig von den Schaufelbaggern untergegraben wurden. Ein paar hundert Meter weiter sind dort grüne und weiße Metallkreuze in den Erdboden gerammt worden, wo eine Leichenladung ihre letzte Ruhestätte fand.

Die Lebenden müssen sich derzeit mit miserablen Bedingungen abfinden. 1600 Familien leben auf dem Place Saint Pierre im Zentrum der Kleinstadt Pétion Ville, knapp zehn Kilometer in den Anhöhen westlich von Port-au-Prince gelegen. Über dem Gelände zwischen Blumenmarkt, der Zentralkirche, dem Gefängnis und einem Hotel liegt ein impertinenter Urin- und Fäkaliengeruch. 6000 Menschen müssen sich die etwa ein Hektar große Fläche teilen – und vier Dixi-Klos sowie sechs durch Zeltbahnen abgetrennte „Dusch“hütten. Die Klos an der Platzseite zur Kirche wurden wieder abgeholt, weil der Pfarrer der Gemeinde sich über den Gestank beschwert hatte. „Die Stadtverwaltung will uns weghaben“, schimpft Junior Dorlain. „Sie versuchen die Lebensumstände für uns so unerträglich zu gestalten, dass die Leute ihr Notlager freiwillig aufgeben“, sagt der 29-jährige Vorsitzende des *Comité Place-St.-Pierre en Action*.

Aber es gibt keine Alternativen. „Wir sind uns selbst überlassen“, sagt Dorlain. Bewohner der Zeltstadt kümmern sich um die Abfallbeseitigung. Täglich wird gekehrt, Freiwillige des

Komitees kümmern sich um Ordnung, Sauberkeit und die Sicherheit der Menschen, das Geld dafür kommt aus dem *Cash-for-Work*-Programm einer US-Hilfsorganisation. Das Aktionskomitee bemüht sich außerdem im Kontakt mit ausländischen Hilfsorganisationen Matratzen, Moskitonetze, Trink- und Brauchwasser gerecht unter den Bedürftigen zu verteilen. Garküchen haben sich etabliert, in denen Frauen wie Augustine Simone Reis mit Bohnen und eine Gemüsesoße, in der ein getrockneter Hering mitgekocht wurde, für rund 1,50 Euro anbieten. Ein Haarschnitt bei Rubens Pierre kostet ebenfalls 1,50 Euro. Seine Geräte hat der 28-jährige Friseur aus den Trümmern seines Hauses gerettet. Die Elektrizität für den Rasier- und Haarschneideapparat stammt aus einem provisorisch verlegten Kabel, die von einer Hauptleitung am Platz „abgezweigt“ wurde. Die Menschen haben aufgrund der Armut schon vorher gelernt zu improvisieren. Und wer schön sein will, der lässt sich im Freiluft-Nagelstudio von Nicole Alcime pflegen, das sie vor ihrem winzigen Unterschlupf aus dicker Lkw-Plane aufgebaut hat: Nägel schneiden, feilen und lackieren kostet 2,50 Euro. Ein halbes Dutzend Kinder haben in dieser Zeltstadt inzwischen das Licht der Welt erblickt – Alltag im monatelangen Provisorium.

Die haitianische Regierung tagt derzeit in der Nähe des haitianischen Flughafens auf dem Gelände einer Polizeistation. Eine Interimskommission für den Wiederaufbau Haitis (*Commission Intérimaire pour la Reconstruction d'Haïti – CIRH*) hat den internationalen Geldgebern Ende März einen Plan für den Wiederaufbau des Landes vorgelegt und dafür finanzielle Zusagen in Höhe von 7,4 Milliarden Euro für die nächsten Jahre an Aufbauhilfen bekommen. „Wir warten auf eine Entscheidung der Regierung, was mit uns passiert, aber niemand entscheidet etwas“, sagt Dorlain – und seine Äußerung ist stellvertretend für viele, die in den Hunderten von Obdachlosencamps leben müssen. Bisher gibt es lediglich ein großes Lager außerhalb der Bebenregion, in dem die Infrastruktur den Menschen ein halbwegs würdiges Leben ermöglicht. Aber kaum jemand will seinen Platz verlassen, um eine ungewisse Zukunft in einem Lager wie Corail-Cesselesse fernab der haitianischen Hauptstadt in Croix des Bouquets zu verbringen.

Um das Stadtzentrum jedoch wieder aufbauen zu können, müssten die Menschen ge-

rade aus den provisorischen Lagern in Übergangssiedlungen mit ausreichender Sanitär-, Wasserversorgung und Abfallentsorgung umgesiedelt werden, müsste gleichzeitig jenen die Rückkehr auf die Grundstücke garantiert werden, auf denen ihre zerstörten Häuser standen – viele haben keine rechtlich verbindlichen Besitztitel, und durch die Zerstörung des Katasteramtes hat sich die Situation noch verschlimmert. „Die Regierung diskutiert Pläne, wie mit dem Kataster und den Besitzverhältnissen umgegangen werden kann und verwirft sie wieder. Sie müsste auch für Grenzfälle rechtliche Grundlagen schaffen. Aber es gibt keine Entscheidungen“, erzürnt sich ein spanischer Bauingenieur. „Trotz der drohenden Hurrikans tut die Regierung so, als ob sie alle Zeit der Welt hätte. Ein unerträglicher Zynismus.“

Die Menschen in Haiti helfen sich derweil selbst. Während am Präsidentenpalast Bauarbeiter mit schwerem Räumgerät die Ruinen niederreißen, schufteten unter der schweißtreibenden Karibiksonne fünf Trümmerblocks weiter nördlich in der Rue des Miracles die haitianischen „Mauerspechte“ von Sonnenaufgang bis -untergang. Männer schlagen mit Fäusteln und Vorschlagshämmern auf Beton-

decken und Steinwände, um die in sich zusammengestürzten Gebäude in der Innenstadt so zu pulverisieren, dass nur noch die Moniereisenskelette übrig sind.

Zwischen drei und fünf Gourdes pro Kilogramm, nicht einmal zehn Eurocent, erhalten die Alteisensammler für das rostige Material. Margerita Laguerre hat in der Straße der Wunder ihren fliegenden Ankauf errichtet. Eine alte Hängewaage bedient einer ihrer Arbeiter. Zwei löchrige Säcke mit Schrott hat Luisel Jean den ganzen Tag über von den Trümmergrundstücken zusammengesucht. Für die insgesamt 61 Kilo bekommt der 32 Jahre alte Mann 200 Gourdes, umgerechnet vier Euro. Auf 200 Gourdes ist auch der gesetzliche Mindestlohn in Haiti festgeschrieben. „Ein gutes Geschäft“, versichert Margerita Laguerre nachdem Jean gegangen ist. Sie verkauft das Alteisen an einen Schrotthändler am Hafen, der es in die Schmelzen in den USA transportieren lässt. Aber auch der vielfache Vater Jean ist mit seinem Einkommen zufrieden. „Damit komme ich einen Tag aus.“

Laut hupend bahnen sich bunt bemalte Tap-Tap-Busse auf der Suche nach Passagieren ihren Weg zwischen ambulanten Händlern hin-



Marktszene in Port-au-Prince: Einkaufen zwischen Trümmern

© Herzau/laif

durch. Nicht jeder in Haiti hat das Busgeld von 20 Cent. Es ist kaum ein Durchkommen in der Rue du Centre, einer der Einkaufsstraßen der Stadt. Aber auch hier gibt es nur eingestürzte Geschäfte. Männer graben sich mit einfachen Schippen und Schaufeln in den Schutt. Aus einem Loch reicht eine graue, wie gepudert wirkende Hand Stringtanga, die von zwei jungen Männern nach Brauchbarkeit sortiert werden. „Irgendwas zum Verkaufen findet sich immer“, sagt einer des Trios, die nicht gerade glücklich wirken, dabei beobachtet zu werden, wie sie sich die zurückgelassenen Waren aus einem fremden Gebäude an der Kreuzung von Zentralstraße und der Rue des Miracles aneignen. Auch in den anderen Stadtvierteln dominieren „Betonspächte“ wie Jean François Frantz und seine sechs Kollegen das Bild. In der Rue Turgeau 108 sollen sie innerhalb von drei Wochen mit Vorschlagshämmern, Bolzenschneidern und Schaufeln für 800 Euro das zweigeschossige Haus zerlegen und abtragen. „Wenn es in dem Tempo weiter geht“, kommentiert ein Spötter einer deutschen Hilfsorganisation, „dann wird das Abrissprogramm noch Jahre in Anspruch nehmen.“

Internationale Hilfsorganisationen

Während in Port-au-Prince Hilfsorganisationen wie die *United States Agency for International Development* (USAID) Erdbebenopfer vor allem bei der Abfallbeseitigung und der Straßenreinigung einsetzen und dafür den Mindestlohn auszahlen, beschäftigt die *Deutsche Welthungerhilfe* (DWHH) zum Beispiel in den Hafentädten Petit-Goâve und Jacmel etwas über 1500 Obdachlose, die die Zerstörungen in den Städten beseitigen und, sobald die Wiederaufbaupläne von den nur schleppend funktionierenden Baubehörden bewilligt sind, beim Bau von Behelfshäusern helfen sollen. Mit dem Beschäftigungsprogramm, so erklärt der Koordinator der DWHH für die Nothilfe in Haiti, Rüdiger Ehrler, werde den Betroffenen ein minimales Einkommen garantiert. „Damit können sie Lebensmittel und andere Bedarfsgüter selbst kaufen.“ Dadurch werde die Kaufkraft gestärkt und trage zur Normalisierung des Wirtschaftslebens in der Region bei. Auch wenn es kurz nach dem Beben Engpässe bei der Versorgung von Grundnahrungsmitteln in Haiti gab, saßen bereits wenige Tage nach dem Unglück die Marktfrauen wieder auf den Straßen, um ihre

Waren anzubieten – das Problem war nur, dass die wenigsten das nötige Geld hatten. Das ist jetzt anders. Marktfrauen und Käuferinnen auf dem Zentralmarkt an der Rue de l’Eglise feilschen lauthals um den Preis der Bohnen und die Qualität der Mangos, während im unteren Teil der Straße zehn Frauen und Männer mit gelben Bauhelmen auf dem Kopf und giftgrünen T-Shirts mit dem Logo der DWHH eingestürzte Gebäude abtragen.

Eine dieser bezahlten Trümmerfrauen war auch Doudline Casimir. Zwei Wochen gehörte sie einer Abrisstuppe an. Gemeinsam mit Nachbarn half sie, Grundstücke in der Umgebung der Komödienstraße vom Schutt freizuräumen. „Es war zwar eine schwere Arbeit, aber auch Frauen können Steine schleppen und Trümmern beseitigen“, sagt sie. Jetzt helfen ihr andere Obdachlose. In zwei Tagen haben sie die Hausruine der jungen Witwe niedergerissen und mit Schubkarren durch ein schmales Gassengewirr auf die Straße gefahren. Auf der Freifläche stellt sie ein Zelt auf, in dem ihre Mutter, die beiden Kinder und die Geschwister wohnen können. „Wir sind froh, dass uns geholfen wird“, sagt Casimir. Ohne ausländische Hilfe könne die Stadtverwaltung der Küstenstadt, mit ihren rund 8000 Einwohnern, das Abrissprogramm nicht finanzieren, sagt der Sprecher des Bürgermeisters, Frantz Pierre-Louis. „Wir koordinieren gemeinsam wo, wann und was abgerissen wird.“

In Petit-Goâve tragen viele Gebäude das Kainsmal der Bauqualität: „A Demolir“ – „zum Abriss“ haben Vertreter der Stadtverwaltung mit roter Farbe auf die Mauern gesprüht. Aber auch hier beschränken sich die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen darauf, die durch das Erdbeben geschädigten Häuser abzureißen. Die Phase des Aufbaus erdbebensicherer Unterkünfte hat noch nicht begonnen. Zwar gibt es internationale Standards dafür, Bau- und Konstruktionspläne müssen jedoch an die regionalen Gegebenheiten und Erfordernisse angepasst werden, betont Rüdiger Ehrler. Bauingenieure und Wissenschaftler arbeiten daran. „Wenn wir die notwendigen Baugenehmigungen von der Bauaufsicht bekommen und die Stadtverwaltung uns grünes Licht gibt“, betont Rudi Kögler, Projektleiter der *Deutschen Welthungerhilfe* in Petit-Goâve, „könnten wir sofort loslegen.“

Wiederaufbau nach dem Erdbeben – Perspektiven für Haiti

Am 12. Januar 2010 ereignete sich einige Kilometer südwestlich der Hauptstadt Port-au-Prince ein Erdbeben mit der Stärke

Jürgen Pohl

Dr. phil., geb. 1954; Professor für Geographie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Geographisches Institut, Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn. pohl@geographie.uni-bonn.de

mit der Richterskala. Ihm folgten mehr als zehn schwere Nachbeben.¹ Dieses Erdbeben gilt als das stärkste in der gesamten karibischen Region seit 200 Jahren. Mit einer Tiefe von etwa zehn Kilometern lag

das Hypozentrum, der Bebenherd, relativ nah an der Erdoberfläche. Ungefähr 20 Kilometer westlich der Hauptstadt, bei Léogâne wurde das Epizentrum lokalisiert (*Abbildung 1*). Allein Léogâne gilt als zu 80 Prozent zerstört. Für die Metropolregion Port-au-Prince sind absolut gesehen die größten Schäden zu verzeichnen. Die Auswirkungen des Bebens waren jedoch in allen Regionen Haitis zu spüren.

Haiti als Erdbebenregion

Gemessen werden Erdbeben geophysikalisch auf der logarithmischen Richterskala, welche sich auf die Magnitude der Wellen bezieht, sowie anhand der Mercalli-Skala, welche die Intensität der Einwirkung und damit den Grad der Betroffenheit der Schutzgüter misst. Die Erdbebenauswirkung nach Mercalli traf Port-au-Prince mit der Stärke X+. „X“ bedeutet auf der zwölfteiligen Skala „vernichtend“. Auch dieser Wert verdeutlicht die enorme Schwere des Erdbebens. Das Beben ist an der Kollisionszone tektonischer Plattenränder entstanden. Die nordamerikanische Platte driftet nach Westen, die Karibische Platte nach Osten. Sie bewegen sich somit gegenläufig, was als Transformstörung bezeichnet wird. An der Enriquillo-Verwerfung, einer der Störungszonen, befindet sich auch das Epizentrum des Erdbebens. Beim Beben vom 12. Januar waren die Bruchflächen bis zu 30 Kilometer

lang, die Verschiebungsbeträge betrugen etwa fünf Meter.² Hispaniola, mit Haiti im Westen und der Dominikanischen Republik im Osten der Insel, liegt mitten auf dieser tektonischen Spannungszone und wurde seit dem Jahr 1564 schon über ein Dutzend mal von starken Erdbeben erfasst (*Tabelle 1*).

Erdbeben entstehen durch plötzliche Freisetzung mechanischer Energie, die sich im Erdinneren akkumulierte. Sie führt an der Erdoberfläche zu Bruch- und Versatzvorgängen, die wiederum Gestein aufbrechen bzw. verschieben. Die Schadenswirkung von Erdbeben geht primär von der mechanischen Kraft der Bewegung an der Erdoberfläche aus. Das Schadenspotenzial für materielle Sachgüter ist enorm. Dabei sind sowohl Gewerbe- und Wohngebäude wie auch Infrastruktureinrichtungen (wie Straßen, Energie- und Wasserversorgung) betroffen, insbesondere Baukörper ohne ausreichende antiseismische Armierung sind gefährdet. Herabfallende Bauteile bedrohen dann Menschen und Tiere. In Haiti war dies der größte Zerstörungsfaktor. Hinzu kommen Produktions- und Nutzungsausfälle durch unterbrochene Verkehrswege oder Ver- bzw. Versorgungsleitungen. Bei großflächiger Zerstörung sind auch eine Versorgungsgefährdung und der Ausbruch von Krankheiten denkbar.

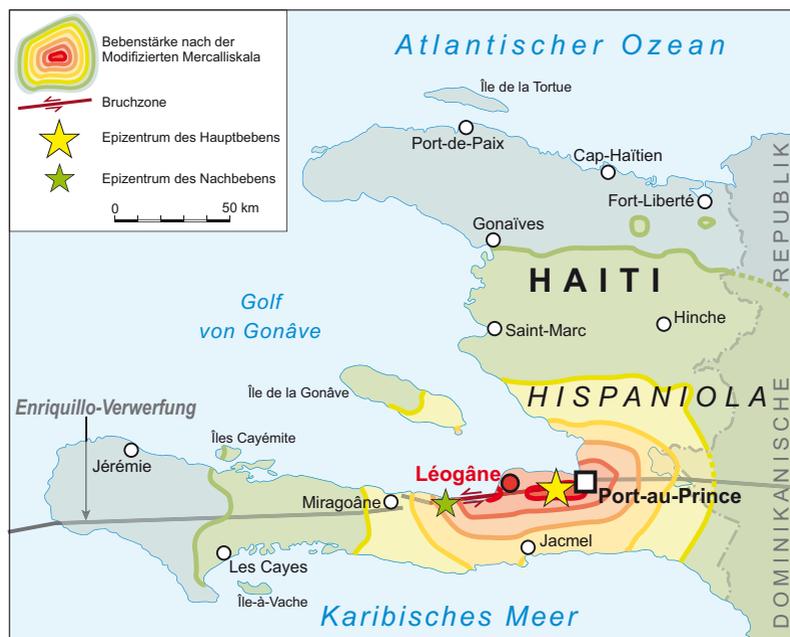
Verlässliche Erdbebenvorhersage ist ein bis heute ungelöstes Forschungsproblem. Vorläuferphänomene sind nicht zu identifizieren, denn eine präzise Angabe von Ort, Zeit und Stärke im Vorfeld von Erdbeben ist nicht möglich. Schon im September 2008 allerdings war in der Zeitung *Le Matin Haiti* ein Artikel mit der Überschrift „Gefahr einer Naturkatastrophe“ erschienen. Geologen skizzierten dort die akute Gefährdungslage durch ein starkes Erdbeben in der Region Port-au-Prince. Sie verwiesen darauf, dass schon in den Jahren 1751 und 1770 die Stadt komplett durch Erdbeben zerstört worden sei.³ Die geringe seismische Aktivität in den vergangenen Dekaden kann mit ein Grund dafür sein, dass sich Haiti so unzureichend auf ein mögliches neues Beben vorbereitet hat.

¹ Vgl. Marc O. Eberhard et al., The MW 7.0 Haiti earthquake of January 12, 2010: USGS/EERI Advance Reconnaissance Team report, U.S. Geological Survey Open-File Report 48, Reston/Virginia 2010.

² Vgl. ebd., S. 4f.

³ Vgl. „Im Totenhaus der Karibik“, in: Der Spiegel, Nr. 3 vom 18. 1. 2010, S. 76 ff.

Abbildung 1: Haiti



Kartographie: Geographisches Institut der Universität Bonn.
 Quelle: U.S. Geological Survey, National Earthquake Information Center, 19. Januar 2010, Version 4.

Schäden durch Naturkatastrophen

Erdbeben sind keineswegs die einzigen Naturgefahren, die Haiti bedrohen. Allein im Jahr 2008 war Haiti von vier schweren Hurrikans betroffen. Das Erdbeben von 2010 sprengt allerdings alle bisher erfassten Dimensionen von Naturkatastrophen in Haiti (Tabelle 2). Die Einwohner Haitis empfinden die Situation als umso tragischer, da innerhalb der vergangenen drei Jahre eine Zunahme der sozialen und politischen Stabilität sowie ein

konjunktureller Aufschwung und auch eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen zu verzeichnen war.⁴ Somit bedeutete das Erdbeben einen enormen Dämpfer für eine zaghafte Aufwärtsbewegung.

Etwa drei Millionen Einwohner sind direkt von dem Erdbeben betroffen, nach aktuellen Schätzungen wurden bis zu 230 000 Menschen getötet und über 300 000 verletzt; 1,3 Millionen Haitianer wurden obdachlos.⁵ 500 000 Menschen haben das Katastrophengebiet verlassen und suchten Zuflucht in den ländlich geprägten Regionen der Peripherie. Über 100 000 Wohngebäude wurden vollständig zerstört, mehr als 200 000 wurden stark beschädigt. Etwa 1300 Bildungseinrichtungen und mehr als 50 Krankenhäuser und Gesundheitszentren sind zerstört oder nur noch eingeschränkt nutzbar. Neben dem Flughafen war auch der wichtigste Hafen des Landes in Port-au-Prince aufgrund der Zer-

Tabelle 1: Die stärksten Erdbeben auf Hispaniola

Jahr	Magnitude (Richterskala)
1564 (2)	7 + 7
1615	7
1691	7
1751 (2)	8 + 7,5
1770	7,5
1842	8
1887 (2)	7 + 7,75
1911	7,1
1946 (3)	7 + 8,1 + 7,4
2010	7,3

Quelle: Sergio Mora, Brief introductory note on earthquake hazards in Haiti, Port-au-Prince 2010.

⁴ Vgl. United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs, Haiti Earthquake Situation Report, Nr. 24, New York 2010.

⁵ Vgl. United States Agency for International Development, Haiti. Earthquake Fact Sheet, Nr. 43, Washington, DC 2010.

Tabelle 2: Die jüngsten Naturkatastrophen in Haiti

Ereignis	volkswirtschaftliche Schäden	betroffene Personen	Tote
2004 Hurrikans Jeanne und Noel	7 Prozent des BIP	300000	5000
2007 Hurrikan Dean	2 Prozent des BIP	194000	330
2008 Hurrikans Fay, Gustav, Hanna und Ike	15 Prozent des BIP	1000000	800
2010 Erdbeben	100 Prozent des BIP	3000000	230000

Quelle: United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs, Haiti Flash Appeal, New York 2008; ders., Haiti Earthquake Situation Report, Nr. 32, New York 2010.

störungen mittelfristig nicht funktionsfähig. Zudem sind auch politische Institutionen betroffen gewesen: Der Präsidentenpalast, das Parlament, zahlreiche Gerichtsgebäude, die meisten Ministerien und öffentlichen Verwaltungseinrichtungen wurden weitgehend zerstört. Der materielle Wert der zerstörten Infrastruktur wird auf 4,3 Milliarden US-Dollar geschätzt. Verluste von 3,6 Milliarden US-Dollar könnten durch die Auswirkungen des Bebens auf die Regionalwirtschaft entstehen, beispielsweise durch Produktionsausfall, Arbeitsplatzverluste, erhöhte Produktionskosten und fehlende Infrastruktur. Insgesamt werden Schäden in Höhe von 7,9 Milliarden Dollar bilanziert.¹⁶ Das entspricht etwa der Höhe des haitianischen Bruttoinlandsproduktes (BIP) im Jahr 2009. Mehr als 70 Prozent der Schäden sind im privaten Sektor entstanden. Als Folge des Bebens wird ein Anstieg der Arbeitslosigkeit von über 8,5 Prozent prognostiziert. Dabei gelten die Sektoren Tourismus, Kommunikation, Handel und Logistik als besonders betroffen.

Der Wiederaufbau wird mit hohen finanziellen Belastungen verbunden sein. Von der haitianischen Regierung wird ein Gesamtbedarf an finanziellen Mitteln von 11,5 Milliarden US-Dollar prognostiziert. Dieser setzt sich wie folgt zusammen:¹⁷ 48 Prozent für den Sozialsektor, 17 Prozent für Infrastruktur, 15 Prozent für Umwelt und Risiko- bzw. Katastrophenmanagement, 9 Prozent im Produktionssektor, 7 Prozent Regierung/Staat und 4 Prozent Sonstiges (wie direkte Stützung des Arbeitsmarktes). Der Bedarf wurde dabei über eine Schätzung in Teilbereichen

von acht verschiedenen Themenbereichen ermittelt. Als vordringliche Aufgabe wird die Unterbringung der 218000 allein in Port-au-Prince in Behelfsunterkünften lebenden Flüchtlinge in festen Behausungen genannt.

Rahmenbedingungen für den Wiederaufbau und Strukturbedingungen in Haiti

Allein das Naturereignis „Erdbeben“ kann noch nicht die Katastrophe erklären, welche sich in Haiti ereignet hat. Die besonders hohe gesellschaftliche Verwundbarkeit (Vulnerabilität) Haitis vervielfacht das Ausmaß der Katastrophe. Strukturell und langfristig beruht diese auf der schwierigen geschichtlichen Entwicklung des Landes in den vergangenen 200 Jahren. Als ein aktueller Hauptfaktor kann auch die fehlgeleitete oder nicht vorhandene Stadt- und Regionalentwicklungsplanung angesehen werden. Mehr als 40 Prozent der Bevölkerung, zwei Drittel des Bruttoinlandsprodukts und 85 Prozent der Steuereinnahmen konzentrieren sich auf die Metropolregion Port-au-Prince.¹⁸ Haitis hohe städtische Bevölkerungsdichte, gekoppelt mit der Verbreitung von Gebäuden, welche die Konstruktionsanforderungen gegenüber Erdbeben nicht erfüllen, sowie die allgemeine Fragilität der Infrastruktur erhöhten ebenfalls die Vulnerabilität. Zudem wurde die Unerfahrenheit im Risikomanagement deutlich, denn die haitianische Regierung war unter anderem durch das Fehlen und den Verlust von Personal und Gerät mit den organisatorischen Abläufen überfordert und gerade in den ersten Wochen nach der Katastrophe nahezu handlungsunfähig.

¹⁶ Vgl. Eduardo Cavallo, Estimating the direct economic damage of the earthquake in Haiti, IDB Working Paper Series, Nr. 163, Washington, DC 2010.

¹⁷ Vgl. Government of the Republic of Haiti, Haiti Earthquake PDNA, Assessment of damage, losses, general and sectoral needs, Port-au-Prince 2010.

¹⁸ Vgl. Ministry of Economy and Finance, The Challenge of Economic Reconstruction in Haiti. Integrated strategic framework for the short, medium and long term, Port-au-Prince 2010.

Die Verwundbarkeit Haitis ist auch aus anderen Gründen groß. So ist Haitis ökologische Lage geradezu prekär. In Haiti ist der Prozess der Entwaldung so weit fortgeschritten, dass nur noch zwei Prozent der Landoberfläche von Wäldern bedeckt ist – damit wird das Risiko für die ohnehin für Überflutungen anfällige Metropolregion Port-au-Prince erhöht. Zusätzlich zu dieser *environmental vulnerability* sind auch gesellschaftliche Faktoren, politische Instabilität sowie rasch voranschreitende Urbanisierung zu nennen; hierdurch werden die Katastrophenauswirkungen, die soziale Vulnerabilität, weiter verschärft.

Schon vor dem Beben mussten zwei Drittel der haitianischen Bevölkerung von weniger als zwei US-Dollar am Tag leben, 80 Prozent gelten als unterernährt. Die Hälfte der Einwohner Haitis ist jünger als 18 Jahre.⁹ Alle Indikatoren zum sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungsstand wiesen Haiti schon vor der Katastrophe als *failed state* aus, als gescheiterten Staat. Durch das Beben wurden bestehende Missstände noch verschärft, allein der Zugang zu Nahrungsmitteln und sauberem Trinkwasser kam zeitweise völlig zum Erliegen. Da mit Port-au-Prince das soziale, kulturelle, ökonomische und politisch-administrative Zentrum Haitis am stärksten von den Auswirkungen der Katastrophe betroffen ist, war der Effekt auf den öffentlichen und privaten Sektor, aber auch auf die institutionellen Kapazitäten, bedeutend größer.

Planungsstrategien

Die Handlungsfähigkeit der Regierung und die Funktionsfähigkeit der sozialen Infrastruktur wurden durch den Verlust von Personal und Einrichtungen stark beeinträchtigt. Die Verluste von Krankenhäusern, Polizeiwachen, Schulen, Universitäten, Ministerien und Kirchen hemmen die Bemühungen um Soforthilfe, Sicherheit und Wiederaufbau. Außerdem erschwerten die Zerstörung des UN-Hauptquartiers und der Verlust der Führungsebene der UN-Stabilisierungsmission (*United Nations Stabilization Mission in Haiti*, MINUSTAH) die Koordination der Hilfsmaßnahmen in besonderer Form.

⁹ Vgl. L'Enquête sur les Conditions de Vie en Haïti (ECVH), Chapitre 2: Population, ménages et familles, Port-au-Prince 2003.

Gerade in unterentwickelten Ländern bewegen sich meist erst schwere Katastrophen Gesellschaft und Regierung dazu, Institutionen und Instrumente zum Risikomanagement zu etablieren. Mit zunehmender zeitlicher Distanz zur Katastrophe lässt dieser Wille allerdings oft wieder nach. Aus einer langfristigen, planerischen Perspektive heraus kann das Beben dazu genutzt werden, um ein größeres öffentliches und politisches Bewusstsein für Naturrisiken und deren Folgen bzw. der Bedeutung umfassender Vorsorgemaßnahmen zur Risikominimierung zu schaffen. Dabei ist die Reduktion des Risikos künftiger Katastrophen als integraler Bestandteil der Wiederaufbauplanung zu bezeichnen. Das Leitbild *building back better* impliziert, dass nicht der Status quo ante das Kernziel sein sollte, sondern eine Verringerung der Vulnerabilität im Kontext von Katastrophen anzustreben ist. In zahlreichen Fällen konzentriert sich die Wiederaufbauhilfe jedoch zu sehr auf unmittelbare humanitäre und monetäre Hilfe und nicht auf die Veränderung der Rahmenbedingungen, welche die Katastrophe eine entsprechend starke Wirkung entfalten ließen. Neben der Rekonstruktion der materiellen Infrastruktur gilt es aber vor allem, auch die individuellen *livelihoods* wiederherzustellen, welche eine nachhaltige Existenzsicherung ermöglichen.

Für eine Wiederaufbauplanung ist die Problemlage in Haiti sehr komplex und mit großen Unsicherheiten behaftet. Allein durch den massiven Umfang an Personen- und Sachschäden sind Wiederaufbaustrategien und deren Perspektiven differenziert abzuwägen. Schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist abzusehen, dass die Aufmerksamkeit, welche Haiti durch die Naturkatastrophe erlangt hat, die langfristige Entwicklung des Staates beeinflussen wird. Dabei muss die Hilfe einen realistischen zeitlichen Rahmen einnehmen. Wiederaufbauhilfe muss mehr als eine Reaktion, „ein Reflex auf die Notsituation“ sein, sondern auch soziodemographische und raumstrukturelle Charakteristika mit einbeziehen und aktive Prävention durchsetzen.¹⁰ Die Einbindung der lokalen Bevölkerung beim Planungs- und Entscheidungsprozess ist dabei von großer

¹⁰ Vgl. Robert Geipel/Jürgen Pohl/Rudolf Stagl, Chancen, Probleme und Konsequenzen des Wiederaufbaus nach einer Katastrophe. Eine Langzeituntersuchung des Erdbebens im Friaul von 1976–1988, in: Münchner Geographische Hefte, (1988) 49, S. 154.

Bedeutung, insbesondere bei Vorbereitung und Evaluation der Hilfsmaßnahmen.

Katastrophenzyklus und Wiederaufbauphasen

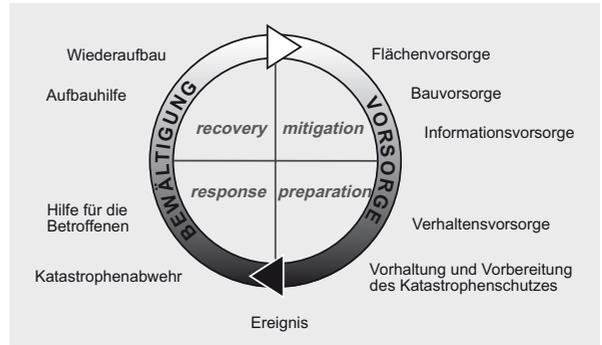
In der Risikoforschung werden verschiedene Phasen im Zusammenhang eines katastrophalen Ereignisses unterschieden: *preparation* (Vorbereitung), *response* (Reaktion), *recovery* (Erholung) und *mitigation* (Vorsorge) (Abbildung 2).

Da Übergänge zwischen den einzelnen Phasen nicht eindeutig zu identifizieren sind, wird das Risiko- bzw. Katastrophenmanagement als Kreislauf dargestellt, welcher durch die Katastrophe als zentrales Ereignis ausgelöst wird. Die im Kreislaufmodell dargestellten Prozesse laufen auf unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Skalen ab. Im Sinne einer aktiven Prävention würde der Zyklus idealerweise vor der eigentlichen Katastrophe beginnen. Nach einer Faustformel werden vier Phasen des Wiederaufbaus in der Planung unterschieden, die im Prinzip ebenfalls zeitlich gesehen aufeinander folgen. Sie lassen sich grundsätzlich auch auf Haiti übertragen.

Die unmittelbare Nothilfe (etwa 2 Wochen): Sie ist als erste Phase gekennzeichnet durch die Bergung der Toten, Rettung der Verletzten und Bedrohten, Versorgung mit Lebensmitteln und Trinkwasser sowie medizinische Nothilfe, die Errichtung von Notunterkünften und die Aufrechterhaltung der Sicherheit – gerade im Bezug auf Plünderungen und Kinderhandel. Die Schwere der Katastrophe in Haiti wird unter anderem daran sichtbar, dass diese Phase dort deutlich länger dauerte.

Die Wiederherstellung provisorischer Lebensverhältnisse (etwa 20 Wochen): Hier geht es in erster Linie darum, Unterkünfte für Obdachlose zu schaffen, den Zugang zu Bildungseinrichtungen zu ermöglichen sowie in der Karibik die Vorbereitung auf die Hurrikansaison im Sommer zu initiieren. Ein weiteres Ziel für Haiti ist die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Lebens, vor allem durch ein ausreichendes Arbeitsplatzangebot. Dabei gilt es auch, den Finanzsektor wieder zu stabilisieren und den Zugang zu Krediten zu gewährleisten, welche gerade in

Abbildung 2: Kreislauf des Risikomanagements



Quelle: Eigene Darstellung.

der Phase des Wiederaufbaus eine Basis für die Reorganisation darstellen.¹¹ Schon in dieser Phase ist es nötig, Ziele und Planungen für neue Entwicklungsstrategien festzusetzen. Zudem sollten Handlungsanweisungen für die Neuverteilung der „vertriebenen“ Bevölkerung etabliert werden, um die intraregionale Migration zu lenken. Die zweite Phase des Wiederaufbaus wird in Haiti voraussichtlich wesentlich länger andauern als die häufig postulierten 20 Wochen.

Wiederaufbau I: Diese erste „Realisierungsphase“ (Implementationsphase) umfasst in der Regel eine Zeitspanne von bis zu zwei Jahren nach der Katastrophe. Innerhalb dieser Phase sollten Projekte initiiert werden, welche Anreize für private Investitionen für Haitis ökonomische Entwicklung bieten, verbunden auch mit rechtlichen Rahmenbedingungen, welche Missbrauch unterbinden. Private Investitionen in die Volkswirtschaft Haitis sowie der Sozialsektor bilden die Basis für den Wiederaufbau. Neben den finanziellen Zusagen der Geberländer muss der Privatsektor unterstützt werden, damit dieser weiterhin die Stütze der Wirtschaft bleiben kann. Allein für diese Phase, die ersten zwei Jahre, sind 3,1 Milliarden US-Dollar zugesichert. Mit mehr als 1,2 Milliarden US-Dollar tragen private Akteure wie Privatpersonen und Nichtregierungsorganisationen fast 40 Prozent des bisherigen finanziellen Soforthilfenvolumens. Die USA stellen mit über einer Milliarde US-Dollar etwa ein Drittel der finanziellen Hilfe und nehmen zudem bei der Koordination der Hilfsmaßnahmen eine zentrale Rolle ein. Deutschland beteiligt sich mit

¹¹ Vgl. E. Cavallo (Anm. 6), S. 17.

fast 24 Millionen US-Dollar.¹² In der dritten Phase müssen die Chancen zur Veränderung, das *window of opportunity* genutzt werden, um strukturelle Veränderungen einzuleiten.

Wiederaufbau II: Die Entwicklungsphase zur Verwirklichung der Wiederaufbauplanung, welche einen langen Zeitraum umfasst und die gerne als Dekade anschaulich gemacht wird, innerhalb derer die wesentlichen Ziele für den Wiederaufbau realisiert werden können, hat das Ziel, eine langfristig positive Entwicklung in Haiti anzustoßen. Optimisten hoffen, dass sich Haiti binnen zehn Jahren als aufstrebendes Land, als Schwellenland, etablieren könnte.

Aus Sicht der Katastrophenvorsorge liegt der Fokus auf der *mitigation*, dem Ziel, das zukünftige Risiko zu reduzieren. Dazu zählen:

Eine Standardisierung und Anpassung der Bauweise: Die defizitären Baustrukturen waren Ursache für die meisten Todesfälle im Umfeld der Katastrophe. Die Erstellung bzw. Überwachung von Bauvorschriften muss durchgesetzt werden, um die gravierenden Folgen der Erdbeben zu verringern und „erdbebensicher“ zu bauen. Zur Prävention zählen auch der Aufbau einer Forschungsstelle zur Analyse, Bewertung und Warnung bei Risiken sowie das Vorbereiten von Katastrophen- und Einsatzplänen. Ursachen des Risikos und geeignete Reaktionen darauf können durch Informationen und Handlungsanweisungen für die betroffene Bevölkerung sowie die Ausweisung von in besonderer Weise gefährdeten Gebieten angegangen werden.

Eine Beschränkung der Bodennutzung, ihre Überprüfung und eventuelle Umnutzung: Ausuferndes Siedlungswachstum und der damit einhergehende Anstieg der Bevölkerungsdichte müssen durch rechtliche Maßnahmen wie etwa die Beschränkung der Land- und Bodennutzung unterbunden werden. Gefahrenräume müssen identifiziert und deren Nutzung limitiert werden. Zudem sollten Möglichkeiten zur Verbesserung des Versicherungsschutzes in Betracht gezogen wer-

den. Mechanismen und Instrumente einer finanziellen Risikoverteilung, zum Beispiel über Katastrophenfonds oder Versicherungen, fehlen oder sind unzureichend ausgeprägt, wobei angesichts des hohen Risikos in Haiti Grenzen für die Einsetzbarkeit dieses Instruments abzusehen sind.

Eine integrierte Regionalentwicklung: Die außerordentliche Bedeutung der Metropolregion Port-au-Prince wurde bereits erläutert. Vor dem Hintergrund der monozentrischen Struktur Haitis wurden die ökonomischen Potenziale der ländlichen Regionen nur unzureichend ausgeschöpft. Durch die Neuverteilung der Bevölkerung als Folge des Erdbebens eröffnen sich Chancen für neue, dezentrale Wachstumspole fernab von Port-au-Prince. Als Ziel könnte eine polyzentrische, gestufte Regionalentwicklung angestrebt werden. Die Katastrophe kann also als Entwicklungsimpuls und Katalysator für Modernisierung dienen. Diese Ziele und Instrumente sind zum großen Teil im Haitiplan dargestellt.

Der Haitiplan

Die haitianische Regierung hat sich in ihrem *Action Plan* zum Ziel gesetzt, die Katastrophe von 2010 als Gelegenheit dafür zu nutzen, Haiti bis zum Jahr 2030 als aufstrebendes Land zu positionieren. Verbunden wird dieses Ziel mit der Vision eines gerechten, gleichberechtigten und vereinten Zusammenlebens im Einklang mit Natur und Kultur. Zudem soll eine Gesellschaft entstehen, die durch Rechtsstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, bewusste Landnutzung, aber auch eine modernisierte, diversifizierte, dynamische und konkurrenzfähige Wirtschaft charakterisiert ist.¹³ Folgende weitere Wiederaufbauziele werden im Entwurf der Regierung skizziert:¹⁴

- Schaffung von Zugang zu einem gerechten, dezentralen und angepassten System für Grundversorgung (Bildung, Gesundheit, Information, Sport, Sicherheit), insbesondere für Frauen und Kinder;

¹² Vgl. United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs, Haiti Earthquake Situation Report, Nr. 32, New York 2010. Das aktuelle Spendenvolumen ist unter www.reliefweb.int/fts (30.5.2010) abrufbar.

¹³ Vgl. Government of the Republic of Haiti, Action plan for national recovery and development of Haiti. Immediate key initiatives for the future, Port-au-Prince 2010, S. 39ff.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 21 ff.

- Qualitative Aufwertung der Arbeitsplätze durch Investitionen in Bildung und die Schaffung neuer Arbeitsplätze bzw. neuer Einkommensquellen;
- Vorbereitung auf die Hurrikansaison 2010, Identifizierung von Risikozonen, Unterbringung der Betroffenen (bisher in Zeltstädten), Aufbau eines Frühwarn- und Evakuierungssystems;
- Berücksichtigung von Umweltaspekten in allen Bereichen des Wiederaufbau- und Entwicklungsprozesses;
- Aufbau von Messstationen und Einführung von rechtlichen und technischen Maßnahmen für das künftige Risiko- und Katastrophenmanagement;
- Etablierung einer aktiven Arbeitsmarktpolitik, auf Grundlage von „Ich-AGs“ (*micro-businesses*), verstärkter Berufsausbildung, insbesondere für Jugendliche. Zudem wird eine Kooperation von haitianischen Unternehmern, der lokalen Arbeitskräfte und der Kommunen angestrebt;
- Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft. Sie sollen die Lebensgrundlage für das haitianische Volk schaffen und Perspektiven für ein „neues“ Haiti eröffnen. Allein der Wirtschaftskreislauf muss wieder angekurbelt werden, da derzeit nahezu das gesamte Preisgefüge durch Nachfrageüberschüsse beeinflusst wird;
- Reduzierung der hohen Bevölkerungskonzentration in der Metropolregion Port-au-Prince. Durch finanzielle Anreize sollen Umzüge in neue Wachstumspole der Peripherie angeregt werden. Außerdem sollen die Grundbedürfnisse der Bevölkerung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ gedeckt werden – in Form einer „Wissensgesellschaft“, mit Bildung, Qualifikation und Forschung als Schwerpunkt.

Alle Ziele sollen unter Aufsicht eines verantwortlichen und einheitlichen Staates, welcher die Durchsetzung von Recht und Gesetz sowie die Interessen des Volkes garantieren kann – verbunden mit der Verpflichtung zu Dekonzentration und Dezentralisierung – durchgesetzt werden. Für den Wiederaufbau setzt die haitianische Regierung Rahmenbedingungen, welche sich in vier Bereiche differenzieren lassen:

Territorialer Wiederaufbau: Er beinhaltet die Planung neuer Entwicklungszentren und die Förderung der Regionalentwicklung sowie den Wiederaufbau betroffener Gebiete und die Installation technischer und sozialer Infrastruktur. Zudem gilt es, die Landnutzung zu organisieren und in die Katastrophenvorsorge einzubinden.

Ökonomischer Wiederaufbau: Er bezieht sich im Falle Haitis auf die Förderung der ökonomischen Schlüsselsektoren, insbesondere die Modernisierung des primären Sektors, um Importsubstitution zu ermöglichen und gegebenenfalls Überschüsse zu exportieren. Zudem muss der Bausektor mit technischen und rechtlichen Maßnahmen auf eine „erdbebensichere“, aber auch „hurrikansichere“ Bauweise eingestellt werden sowie über geeignete Kontrollmechanismen verfügen. Des Weiteren soll die verarbeitende Industrie unterstützt und die touristische Entwicklung des Landes vorangetrieben werden.

Gesellschaftlicher Wiederaufbau: Hier geht es darum, ein Bildungssystem mit Zugang für alle Kinder einzurichten, Angebote zur weiterführenden universitären oder Berufsausbildung zu schaffen sowie ein Gesundheitssystem, welches eine landesweite medizinische Grundversorgung garantiert, aufzubauen. Zudem wird der Aufbau eines Systems für die soziale Sicherung der Bevölkerung angestrebt.

Institutioneller Wiederaufbau: Hier sollte zunächst die Handlungsfähigkeit der staatlichen Institutionen wieder hergestellt bzw. verbessert werden. Priorität haben dabei Institutionen, welche die regulierenden Rahmenbedingungen festlegen, den Wiederaufbau planen und koordinieren sowie die allgegenwärtige Korruption bekämpfen können.

Diese ideellen Ziele sollen innerhalb von 20 Jahren unter Mobilisierung aller verfügbaren Ressourcen erreicht werden, um einen „qualitativen Wandel“ durchzusetzen, welcher schon im Jahr 2007 im nationalen Strategieplan *Growth and Poverty Reduction* angestrebt wurde.¹⁵ Auch im Entwurf aus dem

¹⁵ Vgl. International Monetary Fund, Haiti. Poverty Reduction Strategy Paper IMF, Country Report, Nr. 8/115, Washington, DC 2008.

Jahr 2010 bleibt diese Zielsetzung fester Bezugspunkt für die weiteren Planungen.

Erfolgsaussichten des Plans

Aus der Sicht der Katastrophenprävention bietet das Hilfspaket und der Aktionsplan grundsätzlich eine große Chance, künftige Naturkatastrophen ihrer größten Schrecken zu berauben. Für die Überlebenden der Katastrophe ist der Wiederaufbauprozess nach der „Stunde Null“ auch eine Chance des Neubeginns. Die Aufgabe ist gewaltig: Einerseits ist unmittelbare Soforthilfe notwendig, andererseits aber müssen langfristig Strukturen geschaffen werden, innerhalb derer gesellschaftlicher Strukturwandel und ökonomisches Wachstum generiert werden können. Der Wiederaufbau ist grundsätzlich eine Chance, Impulse von außen zu geben und im Land selbst eine neue Solidarität zu entwickeln, welche den Grundstein für einen sozioökonomischen Wandel bilden könnte. Daher ist auch der offizielle Wiederaufbauplan als integratives Konzept notwendig, bei dem alle Bereiche der haitianischen Gesellschaft und Wirtschaft eingebunden werden.

Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Situation erscheinen die Ziele der Regierung allerdings mehr als ehrgeizig. Eine „Politik der kleinen Schritte“, ein planerischer „Inkrementalismus“, der flexibel auf neue Lagen reagieren kann, ist vielleicht realistischer als einen „Wiederaufbau aus einem Guss“ zu planen. Die Zerstörungen sind so gravierend, dass Haiti noch Jahre von einem „planmäßigen“ Wiederaufbau entfernt ist.

Auf fast allen Ebenen der Soforthilfe haben die Vereinten Nationen, die Interamerikanische Entwicklungsbank, die Weltbank sowie Nichtregierungsorganisationen als dominierende Akteure das Handeln übernommen. Ein starker haitianischer Staat, der von der breiten Bevölkerung getragen wird, ist jedoch nötig, um Fremdsteuerung und Abhängigkeiten zu vermeiden. Schließlich sind das koloniale Erbe und die fehlende Zivilgesellschaft weiterhin Strukturmerkmale Haitis. Eine neue Form von Kooperation und geteilter Verantwortung zwischen Haiti und der internationalen Staatengemeinschaft ist unabdingbar.

Oliver Gliech

Haiti – Die „erste schwarze Republik“ und ihr koloniales Erbe

Die koloniale Vergangenheit hat die heutigen Staaten der „Dritten Welt“ auf unterschiedliche Art geprägt. Während es einzelnen von ihnen gelang, sich relativ schnell nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch von den europäischen Kolonialmächten zu emanzipieren, trugen andere dauerhafte Schäden davon, welche die Gründung moderner, prosperierender Nationen erschwerten oder sogar unmöglich machten. Viele von ihnen zeichneten sich durch scharfe soziale Gegensätze, politische Instabilität, chronische Armut und eine Neigung zu autoritären Regimes aus. Fraglos wäre es zu simpel, alle Fehlentwicklungen in ärmeren Ländern den ehemaligen Kolonialherren anzulasten. Häufig versuchten postkoloniale Eliten mit Hilfe dieses Arguments von eigenem Fehlverhalten abzulenken. Gleichwohl gibt es eine Reihe von Staaten, deren Startchancen durch das koloniale Erbe maßgeblich gemindert wurden – mit fatalen Folgen bis in die Gegenwart. Haiti gehört zu diesen. Die Medien in den westlichen Industriestaaten neigen mit wenigen Ausnahmen dazu, diese afrokaribische Republik ausschließlich als Hort von Katastrophen wahrzunehmen, sie nur kurz zu fokussieren, sobald sie von neuem Unheil heimgesucht wird, um sich dann ebenso schnell wieder verständnislos von ihr abzuwenden. An die tiefer liegenden Ursachen der Armut des haitianischen Volkes zu erinnern, ist ein Beitrag zur Versachlichung der Diskussion.

Oliver Gliech

Dr. phil., geb. 1966; Lehrbeauftragter am Lateinamerika-Institut der FU Berlin, Christstraße 41, 14059 Berlin. gliech1@zedat.fu-berlin.de

Von der „Perle der Antillen“ zur „schwarzen Republik“

Der Staat Haiti, der im Jahr 1804 als erstes Land Lateinamerikas seine Unabhängigkeit erlangte, verdankt seine Existenz

der einzigen erfolgreichen Sklavenrevolution der Weltgeschichte.[¶] Vor diesem Ereignis, einem karibischen Ausläufer der französischen Revolution von 1789, war das Land, das zum französischen Kolonialreich gehörte und damals noch Saint-Domingue hieß, die profitabelste Plantagenwirtschaft der Welt. Sie bildete das Rückgrat des französischen Außenhandels und belieferte Zentraleuropa mit begehrten Luxusgütern wie Zucker und Kaffee – die vor allem im deutschsprachigen Raum konsumiert wurden. So wurde die Kaffeehauskultur des 18. Jahrhunderts, der die Aufklärung und die bürgerliche Öffentlichkeit so viel verdanken, im Wesentlichen von dominginischem Kaffee gespeist. Die sozialen Kosten dieses ökonomischen Erfolgs waren beträchtlich. Um die rasch expandierende karibische Plantagenwirtschaft am Laufen zu halten, wurden Hunderttausende afrikanischer Sklaven gewaltsam nach Saint-Domingue gebracht. Im Jahr 1789 standen 40 000 weißen Franzosen und ebenso vielen freien Farbigen etwa eine halbe Million schwarzer Zwangsarbeiter gegenüber. Die Zahl der dominginischen Sklaven erreichte damit eine ähnliche Größenordnung wie jene in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Als die staatliche Ordnung der Kolonie in den ersten Jahren der Französischen Revolution zerfiel, gerieten die afrikanischen Sklaven außer Kontrolle. 1791 kam es im Norden Saint-Domingues zu einem großen Aufstand der Schwarzen, 1793 schafften französische Revolutionskommissare die Sklaverei in der Kolonie ab. Toussaint Louverture stieg zum Revolutionsführer auf und strebte eine autonome schwarze Modellrepublik auf der Basis einer Plantagenwirtschaft mit freier Lohnarbeit an. Napoleon Bonaparte durchkreuzte mit seiner Invasion in Saint-Domingue diese Pläne, doch endete diese 1803 mit einer verheerenden Niederlage der Franzosen. Die weißen Plantageneigentümer wurden vertrieben und enteignet. Louverture starb in französischer Gefangenschaft. Seine Nachfolger, die Gründer Haitis, gaben seine Vision einer reichen, von Schwarzen geführ-

ten Plantagenwirtschaft auf.[¶] Die Macht fiel 1804 in die Hände zweier Gruppen: Es handelte sich zum einen um schwarze Offiziere der Aufstandsarmee, zum anderen um farbige *landlords*, die als Nachkommen weißer Pflanzer und schwarzer Sklavinnen bereits zur Kolonialzeit zur Schicht wohlhabender Kaffee-, Indigo- und Baumwollpflanzer gehört hatten und die häufig über französische Bildung verfügten. Dank ihres kulturellen und ökonomischen Vorsprungs gewannen sie bald nach der Unabhängigkeit Haitis eine Sonderstellung innerhalb des neuen Staates, die ihre Nachfahren bis in die Gegenwart hinein bewahren konnten.

Revoltierende Afrikaner, die die Macht an sich rissen, waren für die sklavenhaltenden Staaten der Nachbarschaft eine Provokation, mussten sie doch damit rechnen, dass diese Revolte auf die Anrainerstaaten der Karibik übergriff.[¶] Zwar fand Haiti trotz dieser Vorbehalte mühelos Abnehmer für seinen Kaffee und Tabak, politisch blieb es gleichwohl weitgehend isoliert. Die grassierenden Rassenideologien gaben der Geringschätzung der schwarzen Republik bald ein neues Fundament. Eine afrokaribische Nation konnte aus der Sicht hellhäutiger Kreolen beider Amerikas kein ernstzunehmendes Subjekt des Völkerrechts sein. Frankreich gab seinen Besitzanspruch auf Haiti erst gut 20 Jahre nach der Unabhängigkeit auf. Bis zu diesem Zeitpunkt musste das Land mit einer Rückeroberung rechnen und den größten Teil seiner Staatseinnahmen für militärische Zwecke verwenden. Zudem lag es in seinem Interesse, den wertvollen Teil seiner Wirtschaft verfallen zu lassen, um nicht länger als lohnendes Objekt einer Invasion zu gelten. 1825 erkaufte sich Präsident Jean-Pierre Boyer die Anerkennung Haitis durch Frankreich durch eine hohe Entschädigungszahlung an die ehemaligen Plantagenbesitzer. Diese Verpflichtung begründete die haitianische Auslandsverschuldung, welche die weitere Entwicklung des Landes in erheblichem Maße behinderte.[¶]

¶ Vgl. Robin Blackburn, *The Overthrow of Colonial Slavery 1776–1848*, London 1996, S. 161–264; David Patrick Geggus, *Haitian Revolutionary Studies*, Bloomington 2002; Oliver Glied, *Der Sklavenaufstand von Saint-Domingue und die Französische Revolution (1789–1795)*, Köln 2010 (i. E.).

¶ Vgl. Walther Bernecker, *Kleine Geschichte Haitis*, Frankfurt/M. 1996, S. 37–46.

¶ Vgl. John E. Baur, *International Repercussions of the Haitian Revolution*, in: *The Americas*, 26 (1970), S. 394–418.

¶ Vgl. Benoît Joachim, *Les racines du sous-développement en Haïti*, Port-au-Prince 1979, S. 180–191.

Aus der Sicht der Großmächte konnte man Haiti – einer schwarzen Republik – nur eine verminderte Souveränität zugestehen. Wie sonst ließe sich erklären, dass die USA keine Notwendigkeit sahen, sich zu rechtfertigen, als sie das Land 1915 besetzten, um eine Serie von Bürgerkriegen zu beenden und das Vorfeld des Panamakanals abzusichern? Die 19 Jahre währende Besatzungsherrschaft wurde paternalistisch begründet: In kolonialer Manier wurden die Haitianer wie Unmündige behandelt, die weißer Führung bedurften, um ein modernes Staatswesen zu begründen.

Koloniale Altlasten

Saint-Domingue war als prosperierende Zucker- und Kaffeekolonie eine Quelle großen Reichtums, Haiti hingegen ist einer der ärmsten Staaten der westlichen Welt. Wie lässt sich dieses Paradox erklären? Gab es eine realistische Chance, die „weiße“ Erfolgsgeschichte der kolonialen Plantagenwirtschaft als „schwarze“, haitianische fortzuschreiben, und wenn nicht, worauf war dies zurückzuführen? Was mehr als 100 Jahre Sklaverei und koloniale Herrschaft und zehn Jahre revolutionärer Kriege in Haiti hinterließen, war eine hochgradig fragmentierte Gemeinschaft. Gelang es der schwarzen Aufstandsbewegung, die Sklaverei zu zerschlagen und ihre einstigen weißen Herren zu vertreiben, so erwiesen sich doch viele in der Kolonialzeit entstandenen sozialen Strukturen als übermächtig. Die großen Zuckerpflanzungen gaben der Kolonie das Gepräge einer „Plantagensgesellschaft“.¶ Als frühe agrarindustrielle Unternehmen produzierten sie allein für den Export nach Europa. Sie operierten als weitgehend autarke Produktionseinheiten, die in der Karibik weder Zulieferer noch Absatzmärkte besaßen. Infolgedessen beschränkten sie ihre ökonomischen Beziehungen und sozialen Vernetzungen in der Region auf ein Minimum. Das Gleiche galt für die Bewegungsfreiheit der meisten Sklaven, deren Leben sich innerhalb der engen Grenzen ihrer Plantagen abspielte. Die Infrastruktur Saint-Domingues verband die Plantagen einer Region mit dem nächsten Ex-

¶ Vgl. George Beckford, *Persistent Poverty: Underdevelopment in Plantation Economies of the Third World*, London 1972.

porthafen, eine weiterreichende Erschließung des Landes hingegen blieb aus. Viele ehemalige Plantagensellschaften weisen ähnliche Merkmale auf und zeichneten sich in postkolonialer Zeit durch schwache überregionale Verstrebungen, eine Atomisierung der politischen Landschaft und eine Überbetonung lokaler Gemeinschaft aus – Haiti ist ein Paradebeispiel für diese strukturellen Defizite.

War die Arbeitskraft im Zuckerkomplex afrikanisch, so monopolisierten die Weißen alle technischen und administrativen Schlüsselpositionen, die zum Betrieb von Staat und Wirtschaft der Kolonie unentbehrlich waren. Das Kapital kam aus Frankreich; Handel, Medizinalwesen, Rechtssystem sowie Know-how über den Bau der Zuckermühlen bis zu Bewässerungstechniken und akademisch verfeinerten Methoden in Anbau und Raffinade waren „weiße“ Domänen. Mit der Flucht und Vertreibung der weißen Plantagenbesitzer wanderte dieses sorgsam gehütete Wissen zusammen mit dem ausländischen Kapital ab. Die Plantagen Saint-Domingues waren „totale Institutionen“, in denen die Sklaven allen Schutzbestimmungen zum Trotz der Willkür des Eigentümers ausgeliefert waren.¹⁶ Entstand in Europa langsam das Fundament moderner Rechtsstaaten, so blieben die Sklaven von seinen Segnungen ausgeschlossen. Europäisches Recht und europäische Staatlichkeit dienten in der Karibik allein den Interessen der Plantagenbesitzer und zementierten ihre Macht über die Schwarzen. Alle ernstgemeinten Versuche, in Haiti nach der Unabhängigkeit einen Rechtsstaat zu etablieren, wurden infolgedessen nicht nur vom kleptokratischen Teil der Eliten, sondern auch von der breiten Masse der Haitianer sabotiert. Namentlich auf dem Lande setzten Offiziere, Händler und kleine Staatsfunktionäre die Willkürherrschaft der weißen Pflanzler fort und legten geltendes Recht nach eigenem Gutdünken aus.¹⁷ Die schwarzen Gemeinschaften entwickelten eigene Regeln und versuchten sich dem Zugriff von Staat und *landlords* so weit wie möglich zu entziehen.

Diese Anomie ist bis heute ein unübersehbares Merkmal der haitianischen Gesell-

¹⁶ Vgl. ebd., S. 9.

¹⁷ Vgl. Claude Moïse, *Constitutions et luttes de pouvoir en Haïti, 1804–1987*, Bd. 1, Montréal 1988, S. 260.

schaft. Wirkte sie der Entstehung moderner politischer Strukturen entgegen, so minderte sie auch die Durchsetzungskraft autoritärer Regime. Lange Zeit war sie infolgedessen der Garant individueller Freiheit. Zugleich bildete sie die Grundlage informeller Bodenrechte, die für Lateinamerika durchaus bemerkenswert waren. Zwar versuchten die Eliten nach dem Vorbild iberamerikanischer Großgrundbesitzer immer wieder, sich möglichst viel Land anzueignen. Da die Festschreibung von Bodenrechten aber allgemein sabotiert wurde, gelang es kleinbäuerlichen Gemeinschaften immer wieder, ihnen geraubtes Land nach kurzer Zeit von neuem zu besetzen.⁸ In Haiti wechselten sich Landnahme der Eliten und informelle Landreform ab wie Ebbe und Flut. Die kleinbäuerlichen Gemeinschaften (*lakous*), die auf den Trümmern der zerfallenen Zuckerplantagen entstanden, sicherten ihren Mitgliedern ein bescheidenes Auskommen. Ließ sich die arme Landbevölkerung immer wieder für begrenzte Zeit von lokalen Machthabern mobilisieren, so nahm sie doch Staat und Eliten als Fremdkörper, wenn nicht gar als Feinde wahr. Diese weit verbreitete Mentalität setzt demokratischen Institutionen und jeglicher staatlichen Reform- und Entwicklungspolitik der Gegenwart klare Grenzen.

Die Zuckerplantagen waren *factories in the field*, frühe Agrarfabriken.⁹ Greift man auf die gängigen Definitionen eines industriellen Unternehmens zurück und vergleicht sie mit diesen kolonialen Pflanzungen, wird dies schnell deutlich. Man versteht unter Fabriken kapitalistische Betriebe, die Güter – in diesem Fall Zuckerhüte, teils auch Rum – in einem geschlossenen Kreislauf herstellen. Die Produktion ist räumlich konzentriert, arbeitsteilig organisiert und gewinnorientiert. Industriebetriebe arbeiten unter Einsatz von Maschinen und treiben diese mit einer zentralen Energiequelle an. Die einzelnen Arbeitsschritte industrieller Prozesse sind eng aufeinander abgestimmt und erfordern eine strikte Regulierung der verfügbaren Zeit. All diese definitorischen Voraussetzungen waren in der domingianischen Zuckerwirtschaft erfüllt. Da der Saft des Zuckerrohrs unverzüg-

lich nach der Ernte verarbeitet werden muss, wurde die herrschende Logik – Gewinnung von Rohstoffen in der Kolonie, industrielle Verarbeitung in Europa – in der Karibik durchbrochen. Dadurch entstand eine paradox anmutende Situation: Um 1789 konnte man etwa die Hälfte der kolonialen Wirtschaft zum frühindustriellen Sektor rechnen. Fraglos hing dieser am Tropf der Metropole, dennoch war die Industrialisierung in Saint-Domingue weiter fortgeschritten als in Frankreich.

Ein Großteil der schwarzen Arbeiter war also bereits an einen industriellen Arbeitsrhythmus gewöhnt. Doch wieso ließ sich dieser Vorsprung nicht nutzen, um andere, weniger kapitalintensive Industrien anzusiedeln, um den Zuckerkomplex, der mit der Sklaverei assoziiert wurde, zu ersetzen? Eine solche Entwicklung wurde durch die Aufstandsbewegung blockiert, die sich aus den Plantagensklaven rekrutierte. Der Übergang von bäuerlicher zu industrieller Arbeit vollzog sich in Europa über drei bis vier Generationen hinweg und wurde durch demografischen Druck und Lohnanreize gefördert. Die Sklaven hingegen wurden ihrer agrarischen Lebenswelt gewaltsam entrissen und erlebten, wie der Zuckerkomplex ihre Arbeitskraft rücksichtslos verschliss: Die Mortalität lag in Saint-Domingue mit gut fünf Prozent jährlich in Größenordnungen, die in Europa nur in Zeiten schwerer Seuchen und Kriege erreicht wurden. Lohn und Leistungsanreize kannte der Plantagenkomplex nur für eine privilegierte Minderheit von Afrikanern. Für die Masse der Zuckerarbeiter bedeutete der frühindustrielle Arbeitsrhythmus keine Chance auf ein bescheidenes Einkommen, sondern eine existenzielle Bedrohung, der sie sich nach dem Erfolg ihres Aufstands von 1791 unverzüglich entzogen. Versuchten die neuen schwarzen Herren, sie mit Lohnversprechen oder unter Zwang zurück in den Zuckerkomplex zu bringen, so sabotierten die einstigen Plantagensklaven dies und begannen ihrerseits mit der Parzellierung der Plantagen. Einzig die Kaffeewirtschaft, die sich auch auf kleinbäuerlicher Basis organisieren ließ, hatte unter diesen Bedingungen eine Überlebenschance. Der Übergang von agrarischer zu industrieller Lebenswelt war in Saint-Domingue viel zu abrupt geschehen; ihr Arbeitsrhythmus wurde seither mit der

⁸ Vgl. Gérard Barthélémy, *Le pays en dehors: essai sur l'univers rural haïtien*, Port-au-Prince 1989.

⁹ Vgl. Sidney Mintz, *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*, Frankfurt/M. 1992, S. 75–82.

Sklaverei in Verbindung gebracht und konnte deshalb in den folgenden Generationen in Haiti nicht mehr Fuß fassen. Dies ist eine mentale Spätfolge der Kolonialzeit.

Weitere Zersplitterung der Gesellschaft

Nicht nur die Eigenheiten der Plantagensellschaft und die „rassische“ Teilung in schwarze Unter- und hellhäutige Oberschichten begünstigten die Zersplitterung der haitianischen Gesellschaft. Die sozialen Fliehkräfte wurden durch geografische und ethnische Faktoren begünstigt. Haiti besteht aus zwei langen Halbinseln und einer Landbrücke, die beide miteinander verbindet. Die Annexion von Teilen des ehemals spanischen Santo Domingo erweiterte das Staatsgebiet nach Osten um das zentrale Hochland. Drei in Ost-West-Richtung verlaufende Gebirgszüge der karibischen Kordillieren, die Höhen von über 2000 Meter erreichen, bilden schwer zu überwindende Barrieren, die Haiti in mehrere isolierte küstennahe Ebenen mit angegliederten Bergtälern unterteilen. Diese abgetrennten Räume führten ein Eigenleben jenseits von Kolonie und Nation und ließen sich nach 1804 nur schwer in einen gemeinsamen Staat integrieren. Das Erbe der zerfallenen Plantagensellschaft – Atomisierung und Regionalismus – verstärkte diesen Effekt nachhaltig.¹⁰

Der Sklavenhandel führte Vertreter von über 100 afrikanischen Ethnien nach Saint-Domingue, wobei sich ihre Zusammensetzung in den einzelnen Provinzen maßgeblich unterschied.¹¹ Die erdrückende Masse der domingianischen Sklaven stammte aus sozial nur schwach integrierten bäuerlichen Gemeinschaften am Rande einer *slaving frontier*, die im Laufe des 18. Jahrhunderts in den meisten betroffenen Regionen immer weiter landeinwärts wanderte. Bei Ausbruch der haitianischen Revolution dominierten unter den neu eingeführten Sklaven die Bantuvölker, die aus dem Kongobecken und Angola stammten, an zweiter Stelle standen Aja

¹⁰ Vgl. Wolf Donner, *Haiti*, Tübingen 1980; Oliver Glied, *Haiti*, in: Klaus Stüwe/Stefan Rinke (Hrsg.), *Die politischen Systeme in Nord- und Lateinamerika*, Wiesbaden 2008, S. 269–275.

¹¹ Vgl. O. Glied (Anm. 1), S. 101 f.; David Eltis et al., *The Trans-Atlantic Slave Trade: a Database*, New York 1999.

und Yoruba (aus den nördlichen und westlichen Nachbarregionen von Dahomey und dem Oyo-Reich). An dritter Stelle rangierten Ibo aus den staatenlosen Gemeinschaften im Nordosten des Nigerdeltas. Geringere Zahlen von Schwarzen kamen aus Senegambia, der Goldküste und Sierra Leone. In einigen Regionen Saint-Domingues dominierten die Aja/Yoruba (Saint-Marc/Gonaïves); im Raum von Port-au-Prince lagen diese mit den Bantu nahezu gleichauf. In der Region von Cayes stellten hingegen die Ibo die zweitstärkste ethnische Gruppe nach den Bantu.

Um bei einem Kräfteverhältnis zwischen Schwarzen und Weißen von zehn zu eins zu überleben, schürten weiße und farbige Plantagenbesitzer die ethnischen Rivalitäten zwischen den Sklaven, durchmischten ihre „Ateliers“ mit verfeindeten Stämmen, begünstigten einzelne Stammesgruppen bei der Ernennung von Hausklaven und Aufsehern oder bei den selten vorkommenden Freilassungen und setzten andere Ethnien ebenso ostentativ herab.¹² Die schwarze Aufstandsbewegung von 1791 bis 1794 operierte häufig in ethnischen Verbänden; auch die siegreichen schwarzen Führer setzten die ethnische Segregation fort. Revolutionsführer Toussaint Louverture stammte aus einer Fürstenfamilie aus dem Aja-Reich Arada; er bevorzugte Vertreter dieser Volksgruppe, weigerte sich aber, höhere Offiziere und Berater aus den Reihen der Bantu zu berufen, welche die Bevölkerungsmehrheit stellten. Henri Christophe, von 1811 bis 1820 König von Haiti, hielt sich eine Leibgarde aus Dahomeyern (ebenfalls eine Aja-Kultur), eine Maßnahme, mit der er sich seinerseits von der Bantu-Mehrheit distanzierte.

Zwar verwischten die ethnischen Unterschiede im Laufe der Zeit, die Kreolisierung verlief aber viel langsamer als gemeinhin angenommen. Mit dem Créole entstand eine Mischsprache und mit dem Voodoo eine religiöse Synthese der afrikanischen Glaubenssysteme. Bis in die schwierige Transitionsphase nach dem Sturz der Duvalier-Diktatur war es in Haiti übliche Praxis, die Macht nicht durch Dialog und Kooperation, sondern durch Strategien des *divide et impera* zu gewinnen und zu sichern.

¹² Vgl. G. Barthélémy (Anm. 8), S. 90 f.

Dies ist ohne Zweifel ein Relikt kolonialer Herrschaftspraktiken aus der Welt der Plantagen.

Die Last der zerstörten Tradition

Die meisten modernen Nationen gingen aus Gesellschaften hervor, die über viele Generationen hinweg Zeit hatten, gemeinsame Normen und Werte zu entwickeln. Wichtigstes überzeitliches Kontinuum waren für gewöhnlich Familien, Clans, Dorfgemeinschaften oder städtische Bürgerschaften, die diese Werte tradierten und ihnen vor der Entstehung moderner Staaten einen inneren Zusammenhalt verschafften. Den aus Sklaverei und Plantagenesellschaften hervorgegangenen Gemeinschaften fehlten diese Voraussetzungen. Zwar entstanden in den schwarzen Wohnsiedlungen der Plantagen provisorische Dorfgemeinschaften und einige Kernfamilien. Die hohe Sterberate zerriss aber vor 1791 kontinuierlich die schwachen sozialen Netze. Der starke Männerüberschuss unter den Sklaven erschwerte es der Masse, eine eigene Familie zu gründen. Schwarze Frauen wurden bevorzugt freigelassen, womit die Pflanzerschicht gezielt Konkurrenzkämpfe unter den Benachteiligten schürte. Nur in wenigen ethnischen Gruppen (Aja und Yoruba) war das Geschlechterverhältnis relativ ausgeglichen. Sie besaßen infolgedessen bessere Voraussetzungen, um innerhalb der eigenen Gemeinschaft Familien zu gründen sowie ihre Sprache und Kultur an eine neue Generation weiterzuvermitteln.

Die Bildung einer schwarzen kreolischen Gesellschaft nach 1804 glich einem schwierigen Balanceakt, galt es doch, Dutzende afrikanischer Kulturen mit französischen Traditionen zu verschmelzen, die weiterhin auf vielen Feldern dominierten. Diese Staatsbildung auf den Trümmern afrikanischer Stammesgemeinschaften und den Ruinen eines kriegszerstörten Landes ist für sich genommen eine bemerkenswerte zivilisatorische Leistung des haitianischen Volkes.

Politische Folgen der Fragmentierung

Viele Phänomene, die informierte Beobachter mit Haiti verbinden, sind ein Ergebnis der sozialen und räumlichen Frag-

mentierung. Wie sich diese auf die Gestalt der politischen Landschaft und die politischen Praktiken auswirken, lässt sich auf anschauliche Weise anhand des Lebenszyklus haitianischer Regierungen und Parteien dokumentieren.

Die traditionelle Herrschaft im kontinentalen Iberoamerika lag in den Händen einer Schicht von Großgrundbesitzern, die über Heirats- und Handelsbeziehungen über viele Generationen hinweg breite soziale Netzwerke geknüpft hatten und sich beim Kampf um die politische Macht auf zahlreiche Standesgenossen stützen konnten. Haiti hingegen bot nach dem Zerfall der Plantagenesellschaft den Anblick eines sozialen Flickenteppichs. Latifundien hat es dort in der Kolonialzeit nicht gegeben. Eliten, die einen landesweiten Führungsanspruch geltend machen konnten, existierten nicht. Die Hausmacht der *landlords* und örtlichen Militärkommandanten, die den Staat in den Gemeinden vertraten, war denkbar schwach, und so entstanden in Haiti frühzeitig zahlreiche kleinere Machtpole, die untereinander nur flüchtige Koalitionen eingingen. Um ihre Macht zu sichern, hatten die kolonialen Plantagenbesitzer alles getan, um die Sklaven auseinander zu dividieren und soziale Bindungen in ihren Reihen zu zerstören. Um jede Opposition seitens der Pflanzler zu schwächen, säte der koloniale Staat permanent Zwietracht unter den Kolonisten. Eine geringe Kompromiss- und hohe Konfliktbereitschaft gehörten als Spätfolge zu den Charakterzügen der haitianischen Gesellschaft. Diese mentale Grundhaltung verstärkte die negative Wirkung der sozialen und geografischen Fliehkräfte. Haitianischen Politikern gelang es bis in die Gegenwart nur selten, sich eine dauerhafte überregionale Machtbasis in Form eines Klientelverbands oder einer Partei aufzubauen, ein Umstand, der sich noch jüngst in der Zusammensetzung der haitianischen Deputiertenkammer von 2006 widerspiegelte.¹³

Schwache Bindekräfte, geringe Kompromissbereitschaft, schwache Hausmacht der Führungsschicht – diese Faktoren prägten die Logik des politischen Handelns in Haiti

¹³ Darin sind 19 Parteien vertreten; vgl. www.haitireference.com/politique/legislatif/deputes.php (7.6.2010).

vom 19. bis ins 21. Jahrhundert. Es gehört zu den Ländern, in denen die Opposition zusammengenommen fast immer stärker war als die Regierung. Dies führte zur Entstehung eines spezifischen Herrschaftszyklus, der bis zum Beginn der Duvalier-Diktatur das politische Leben Haitis beherrschte. Idealtypisch verlief dieser Zyklus wie folgt: Um seine strukturelle Schwäche zu überspielen, setzte ein haitianischer Präsident nach seiner Machtübernahme alles daran, die Opposition zu teilen und zu lähmen. Oft wurden zu diesem Zweck Teile der Verfassung außer Kraft gesetzt. Um seine Macht zu festigen, vergab der Präsident Land und Posten an eigene Parteigänger. Die Schläge gegen die Gegner der Regierung schufen ein Klima permanenter Feindseligkeit. Versuchte der Präsident, gegen Ende seines Mandats die Verfassung zugunsten einer weiteren Amtszeit zu ändern, oder ging er bei der Unterdrückung der Opposition zu weit, gelang es dieser in der Regel, ihre Kräfte zu bündeln, den Präsidenten zu stürzen und einen eigenen Kandidaten an die Macht zu bringen, dessen Hausmacht ebenso schwach war wie die seines Vorgängers. An diesem Punkt begann der präsidentiale Herrschaftszyklus von neuem.

Parteien waren häufig nicht viel mehr als Wahlkampfmaschinen einzelner ambitionierter Politiker und verschwanden nach kurzer Zeit wieder von der Bildfläche. War dieser Herrschaftszyklus zunächst eine Sache der haitianischen Eliten, so führte die Redemokratisierung Haitis nach dem Sturz der Duvalier-Diktatur zunächst zu einer Revitalisierung dieses Mechanismus unter breiterer Massenbeteiligung, doch scheint er nach dem Sturz von Präsident Jean-Bertrand Aristide im Jahr 2004 an Schwung verloren zu haben.

Die Atomisierung der politischen Landschaft, die Überbetonung partikularer Interessen in den Reihen der Eliten, mangelnde Koalitionsbereitschaft und fehlendes Vertrauen in den Staat sind ohne Zweifel späte Relikte der kolonialen Vergangenheit Haitis. Die Zukunft dieser karibischen Republik hängt unter anderem davon ab, ob es ihr gelingt, diese Hindernisse zu überwinden, die einer erfolgreichen Entwicklungspolitik im Wege stehen.

Sonja Norgall

Voodoo für das haitianische Volk

Haiti kommt nicht zur Ruhe. Seit der Unabhängigkeit von Frankreich im Jahr 1804 und den USA im Jahr 1934 blutete die einst reiche Kolonie

Sonja Norgall

M.A., geb. 1974; freie Journalistin und Ethnologin, lebt in Hamburg. indigena@gmx.de

zu einem der ärmsten Länder der westlichen Welt aus. Die Infrastruktur ist unterentwickelt, viele Einwohner müssen mit weniger als zwei Dollar am Tag überleben. Die Arbeitslosigkeit ist erdrückend. Wer kann, wandert aus. Nach Kolonialherrschaft, Naturkatastrophen und diktatorischen Regierungen liegt die Wirtschaft der karibischen Insel auch nach dem Erdbeben im Januar 2010 wieder am Boden. Hunderttausende Menschen verloren dabei ihr Leben, Millionen ihre Unterkunft. Baptistische Pastoren, die im Zuge der Wiederaufbauhilfe ins Land kamen, gaben den Voodoo-Anhängern eine Mitschuld an der jüngsten Katastrophe.¹ Im Februar 2010 kam es auch zu gewalttätigen Übergriffen auf Versammlungen von Voodoo-Anhängern in einem der Slums von Port-au-Prince. Der Kampf gegen den auf Haiti weit verbreiteten Volksglauben ruft Erinnerungen an die französischen Kolonialherren wach, die mit Gewalt ihre katholische Religion den afrikanischen Sklaven übertragen wollten. Aber Voodoo ist heute neben dem Katholizismus anerkannte Staatsreligion und wird von der Mehrheit der Bevölkerung praktiziert, häufig parallel zum katholischen Glauben. Aus welchen Elementen besteht Voodoo und welche Rolle spielt dieser afroamerikanische Glauben für die Haitianer?

Voodoo als kraftspendendes Element

Voodoo – in den westafrikanischen Kwa-Sprachen Ewe und Fon bedeutet dies „Gottheit“ oder „Geist“ – ist eine pragmatische Re-

¹ Vgl. „Diese Leute sind schuld an dem Beben“, online: www.stern.de/panorama/voodoo-jagd-auf-haiti-diese-leute-sind-schuld-an-dem-beben-1546132.html (19.5.2010).

ligion, deren Anhänger an ein System von Geistern glauben, die ihnen Hilfe und Unterstützung im Lebensalltag gewähren.¹² Die dunklen, schädigenden Seiten der Magie im Voodoo wirken stärker nach außen als das alltägliche, helfende und heilende Element. Bekannt ist vor allem die schwarze Magie. Die dazu eingesetzten Hilfsmittel wie genadelte Fetischpuppen oder blutige Hühneropfer werden auch in Hollywood-Filmen gerne gezeigt. Dabei überwiegt in der religiösen Praxis die weiße Magie, die für Heilung und Lebenshilfe eingesetzt wird.

Im Voodoo-Glauben vereinigen sich religiöse Vorstellungen und Riten westafrikanischer Ursprungsreligionen wie der Yoruba-Religion mit Praktiken christlicher Religionen wie dem Katholizismus, die im Laufe der Kolonialzeit integriert wurden.¹³ Die Haitianer selbst bezeichnen mit Voodoo das Ritual der Besessenheitstänze.¹⁴ Dabei variieren die Erscheinungsformen des Voodoo und es gibt keine feste Doktrin oder Liturgie.¹⁵ Die Inhalte entwickeln sich beständig weiter und werden an die verschiedenen äußeren Einflüsse angepasst: Neue Götter kommen hinzu, alte werden in ihren Rollen erweitert. Diese Flexibilität und Synkretisierung der afrikanischen Wurzeln mit Elementen der christlichen Kolonialreligionen ist charakteristisch für den Voodoo und dient dem Bewahren der Traditionen bei gleichzeitiger Anpassung an die Umgebung.

Für die Haitianer spielte Voodoo schon immer eine wichtige Rolle, seit der Kolonialzeit, als Millionen Afrikaner aus der westafrikanischen Goldküste (wie Nigeria oder Benin) von ihren Regierungen verkauft und im 18. Jahrhundert auf die von den Europäern eroberten karibischen Inseln verschifft wurden. Dort arbeiteten sie als Sklaven auf Zuckerrohr- und Baumwollplantagen. Wer überlebte, hielt auch an seinem mitgebrachten Glauben fest: Die

Sklaven trafen sich nach der Arbeit, um ihre Rituale zu feiern, zu trommeln und zu singen. Dies stärkte neben dem Glauben auch ihren sozialen Zusammenhalt und den Widerstand gegen die Unterdrückung durch die Kolonialherren.¹⁶ Anfangs waren die Rituale noch uneinheitlich, gemeinsame Formen entwickelten sich erst mit der Zeit. Aus Angst vor Aufständen und Unverständnis für die fremden Riten und Gesänge verboten die Plantagenbesitzer die nächtlichen Zusammenkünfte zunächst. Der Kult wurde auch von den katholischen Missionaren als abergläubisch und teuflisch betrachtet. Sie verlangten, dass alle Sklaven getauft werden sollten – was für die Sklaven kein Problem war, da die Taufe nicht im Widerspruch zu ihren eigenen religiösen Vorstellungen stand. Sie tauschten ihren Voodoo-Glauben daher nicht gegen den katholischen Glauben, sondern nahmen katholische Gebete und Gesänge in ihre Zeremonien auf und ordneten ihren Gottheiten katholische Heilige zu.

Auch bei dem Aufstand der Sklaven (1791–1804), der zur Unabhängigkeit Haitis von Frankreich führte, spielte der Voodoo als kraftspendendes Element eine wichtige Rolle. Aber bereits 1860 kehrten katholische Missionare über ein Konkordat auf die Insel zurück und starteten umfassende Kampagnen zur Zurückdrängung des Voodoo. Mit Polizeileit und der Unterstützung ehemaliger Voodoo-Anhänger zogen die Missionare über die Dörfer, verbrannten rituelle Gegenstände und verboten die Zusammenkünfte.¹⁷ Erst ab den 1950er Jahren entspannte sich das Klima, die katholische Kirche nahm Elemente der Voodoo-Musik wie Trommeln und Tänze in ihre Messen auf, während christliche Priester als *père-savannes* in die Voodoo-Rituale integriert wurden. Seither lebten beide Religionen in relativ friedlicher Koexistenz.¹⁸

Zusammenhalt nach außen

Für die Gläubigen ist Voodoo vor allem eine Alltagsreligion, die ihnen bei der Bewälti-

¹² Vgl. Manfred Kremser, *Ay Bobo. Afro-Karibische Religionen*, Wien 1996, S. 9.

¹³ Vgl. Rolf Italiaander, *Schwarze Magie – Magie der Schwarzen: mehr als schwarze Magie*, Freiburg 1983, S. 18.

¹⁴ Vgl. Edmund W. Davis, *Passage of darkness. The ethnobiology of the Haitian Zombie*, North Carolina 1988, S. 291; Ursula Siebert, *Die Standortgebundenheit von ethnographischen Darstellungen am Beispiel des haitianischen Vaudou*, Bonn 1990, S. 3f.

¹⁵ Vgl. Astrid Reuter, *Voodoo und andere afroamerikanische Religionen*, München 2003, S. 35.

¹⁶ Vgl. Alfred Métraux, *Voodoo in Haiti*, Gifkendorf 1994, S. 29f.

¹⁷ Vgl. U. Siebert (Anm. 4), S. 20.

¹⁸ Vgl. Angelina Pollak-Eltz, *Trommel und Trance: die afroamerikanischen Religionen*, Wien-Basel 1995, S. 44 und S. 12.

gung von Problemen und Krisenzeiten hilft. In ihren Vorstellungen gibt es eine sichtbare und eine unsichtbare Welt. Das Diesseits und das Jenseits stehen miteinander in Verbindung und darüber auch die Lebenden mit den Toten. Über Opfergaben, Anrufungen und Besessenheitszustände wird eine Verbindung zu den Geistern und Ahnen aufgenommen. Die dabei übertragene Energie soll helfen, Krankheiten zu heilen, Unglück abzuwenden oder Rat einzuholen. Die Zeremonien, Gesänge und Tänze befriedigen so emotionale, wirtschaftliche und spirituelle Bedürfnisse.[¶]

Die Voodoo-Gemeinden bilden spirituelle Großfamilien, deren Mitglieder durch gegenseitige Verantwortung und Fürsorgepflichten auch sozial miteinander verbunden sind. Auf dem Land praktizieren diese „Familien“ die Rituale und Zeremonien häufig in Tempeln mit mehreren umliegenden Häusern, die von außen wie ein Bauernhof aussehen. In den Städten schließen sich die Gläubigen eher zu Bruderschaften um ein religiöses Zentrum (*bounfor*) zusammen. Hier übernimmt ein verantwortlicher Priester (*boungan*) oder eine Priesterin (*mambo*) die Rolle des Familienoberhaupts und leitet den Tempel. Sie sind wie „Eltern“ für die anderen, initiierten Mitglieder der Familie, die „Kinder“ des Hauses (*bounsi*). Diese sind in der Mehrzahl alleinstehende Frauen aus der Umgebung. Die *boungan* oder *mambo* kommunizieren mit den Geistern und Ahnen und bieten den *bounsi* Schutz und Hilfe mit ihren magischen und rituellen Kenntnissen. Daneben treten sie als Heiler auf und verwenden neben Gebeten und traditioneller Kräuter- auch westliche Medizin.

Die *bounsi* geben mit ihrem Eintritt in die Tempelanlage ihr bisheriges Leben auf und werden zum Medium für die Geister, die sich während den Zeremonien in ihnen manifestieren. Dies passiert selten freiwillig: Den Auserwählten erscheinen die Geister (*lwa* oder auch *loa*) im Traum oder ihr Dienst wird während der Zeremonien durch den Mund eines „Besessenen“ angekündigt.[¶] Über eine rituelle Reinigung und mehrere Feuerproben wird die initiierte *bounsi* mit dem auserwählten *lwa* „vermählt“. Auch die Priester werden durch das Erscheinen der Götter im

Traum auserwählt. Während für sie der Beruf Status und Einkommen verspricht, werden die *bounsi* arm und abhängig.[¶] Sie tragen die Kosten der Zeremonien und Opfergaben und dienen dem *boungan* als Gegenleistung für materielle Versorgung und Schutz für den Rest ihres Lebens. Neben der Tempelpflege und dem Zubereiten der Opferspeisen können die *bounsi* weitere Assistentenrollen übernehmen wie Zeremonienmeister, Verwalter, Vizechefin oder Opfergaben- und Chormeister.

Ein Voodoo-Tempel umfasst als religiöses Zentrum meist verschiedene Gebäude, Räume und Symbole und sieht von außen kaum anders aus als die Nachbarhäuser. Die Gestaltung der Räumlichkeiten variiert und hängt von den finanziellen und kreativen Möglichkeiten der Priester ab. Viele Tempel sind aus Platz- oder Geldmangel nur in einem Haus untergebracht. Statt eigener Häuser für die *lwa* gibt es dann einen Raum mit verschiedenen Altären und rituellen Gegenständen.[¶] Die Wände und Böden sind mit Symbolzeichnungen der *lwa* bemalt. Auf einem Vorplatz finden die verschiedenen Tänze und Zeremonien statt. In der Mitte steht ein meist spiralförmiger und mit Ornamenten bemalter Mittelpfeiler. Über ihn steigen die Geister in die Köpfe der *bounsi* herab, er steht wie eine Leiter zwischen der unterirdischen Wasserheimat der *lwa* und dem Land der Lebenden. Die *bounsi* tanzen kreisend um den Pfeiler herum und rufen die *lwa* an. Wenn sie von den *lwa* besessen werden, stellen sie dies mit für den jeweiligen Geist typischen Requisiten dar: bunte Kleider, Hüte oder Stöcke. Rund um den Voodoo-Tempel stehen den Geistern gewidmete Baumaltäre, dekoriert mit Tüchern, Körben und Tierschädeln. Neben der Eingangstür steht oft ein Hocker mit Opfergaben. Er dient als Altar für den *lwa legba*, den Hüter der Tore.[¶]

Götterwelt und Rituale

Nach den Vorstellungen der Voodoo-Anhänger sind die Welt, die Menschen wie auch die *lwa* von einem Schöpfergott geschaffen worden, dem *grand mèt* oder *bon dieu* (gu-

¶ Vgl. ebd., S. 12ff.

¶⁰ Vgl. A. Métraux (Anm. 6), S. 66ff.

¶¹¹ Vgl. A. Pollak-Eltz (Anm. 8), S. 52.

¶¹² Vgl. A. Reuter (Anm. 5), S. 33ff.

¶¹³ Vgl. A. Métraux (Anm. 6), S. 83ff.

ter Gott). Er ist die höchste Gottheit und wird als unpersönliche Kraft gesehen, die im menschlichen Dasein nicht in Erscheinung tritt. Für den Kontakt zu den Menschen hat der Schöpfergott die *lwa* kreiert und mit seiner Macht ausgestattet. Diese Geister leben in der mythischen Unterwasserwelt *guinea*, manifestieren sich in den Gläubigen während der Besessenheitszeremonien und treten in Träumen oder über Gegenstände wie Amulette in Erscheinung. Es gibt überregionale Hauptgeister (*grand lwa*) und viele Lokal- und Ahnengeister, Verstorbene, die je nach Familie und Tempel variieren und auch den *lwa* zugeordnet werden. Im Laufe der Synkretisierung mit der katholischen Religion wurden vielen *lwa* katholische Heilige als Entsprechung zugeteilt.

Von Geistern besessen: Die *lwa* treten mit den Menschen vor allem über eine Besessenheit in Kontakt. Den Rahmen dafür bilden Zeremonien, die anlässlich von Hochzeiten der *hounsi* mit den *lwa*, Heilungsritualen oder Initiationen gefeiert werden. Mit Opfergaben und symbolischen Zeichnungen (*vèvé*), die mit Getreide oder Schießpulver auf den Boden rund um den Mittelpfeiler gemalt werden, werden die *lwa* angerufen, um sie zu ehren und um Hilfestellung zu bitten. Die Zeremonie wird von Trommeln begleitet, die wesentlich zur Intensität der Gesänge und Tänze und der darauf folgenden Besessenheit beitragen.¹⁴ Bei der Besessenheitstrance „weicht in Extremfällen die Persönlichkeit des Besessenen der des von ihm Besitz nehmenden spirituellen Wesens bzw. wird seine Seele verdrängt“.¹⁵

Es gibt das Konzept der zwei Seelen im menschlichen Körper. Der *grand-bon-ange* (großer guter Engel) stellt die Kraft dar, die den Menschen am Leben erhält. Der *petit-bon-ange* (kleiner guter Engel) dient als Schutzengel in der Kindheit und wird später zur moralischen Instanz, die den Menschen

¹⁴ Vgl. ebd., S. 136 ff.

¹⁵ Muna Nabhan, Besessenheit, in: Wörterbuch der Völkerkunde. Begründet von Walter Hirschberg, Berlin 1999, S. 47. Die Voodoo-Anhänger glauben, dass sich der *lwa* im Kopf der besessenen Person niederlässt, sie besteigt, als Pferd reitet und damit ihr Verhalten kontrolliert. Die Besessene schert aus der Reihe der Tänzer aus, dreht sich um die eigene Achse, zuckt, taumelt, verändert ihre Gesichtszüge und springt unkontrolliert durch die Gegend.

im täglichen Leben schützt und lenkt. Ist die kleine Seele vertrieben, stellt sich eine Leere bei den Besessenen ein. Der *lwa* drückt sich nun in ihren Worten und ihrem Verhalten aus. Nach der Besessenheit können sich die *hounsi* nicht mehr an die erlebte Wandlung erinnern. Auch können sie für ihr Handeln im Besessenheitszustand nicht verantwortlich gemacht werden.¹⁶ Hat der *lwa* von der Person Besitz ergriffen, bringen Helferinnen seine Requisiten wie Säbel und Schwert für den Geist *ogun* oder Strohhut und Pfeife für den *lwa zaka*. Zentrale Symbole der *lwa* bleiben immer gleich und machen die Geister im Aussehen, Sprechen und Verhalten für die Gruppe erkennbar. Während der Besessenheit können die Gläubigen Fragen an die *lwa* stellen und diese direkt beantwortet lassen.

Pantheon der Pedro und Rada: Die *lwa* lassen sich in zwei Grundlinien mit fließenden Übergängen einordnen: *Rada* und *Pedro*. Deren Kräfte und Symbole stehen in starkem Kontrast zueinander. Die meisten aus Afrika stammenden *lwa* werden der *Rada*-Linie zugerechnet. Sie stellen die Mehrheit der *lwa* im Voodoo-Pantheon, dominieren auch die Zeremonien und gelten als sanftmütig und vertrauenswürdig. Die einheimischen, haitianischen Geister werden in der Regel der *Pedro lwa*-Linie zugeordnet. Mit dem Wort *Pedro* wird Gewalt und Härte assoziiert. *Pedro lwa* verhalten sich im Stil von Sklavenhaltern und Soldaten und drücken durch aggressives Verhalten die traditionelle Wut gegen diese aus. Sie werden um Hilfe bei der Suche nach Reichtum oder nach Schädigung anderer Personen angerufen und stehen in Verbindung zur schwarzen Magie. Dagegen werden die *Rada lwa* mit weißer Magie, dem Wissen um Heilung und Schutz, in Verbindung gebracht. Oft stehen die *Rada lwa* für ehemalige Familienmitglieder, die nach ihrem Tod zu *lwa* wurden und denen die Angehörigen vertrauen.¹⁷ Durch Tod und Aufteilung kommen regelmäßig neue *lwas* zum Pantheon dazu. Gläubige wechseln auch von *Rada*- zu *Pedro*-Praktiken, wenn erstere ihnen bei der Lösung ihrer Probleme nicht geholfen haben.

¹⁶ Vgl. A. Reuter (Anm. 5), S. 43 f.

¹⁷ Vgl. Karen McCarthy Brown, *Systematic Remembering, Systematic Forgetting: Ogun in Haiti in Africa's Ogun*, Indiana 1989, S. 70 ff.



Rada Altar

© Sammlung Marianne Lehmann, FPVPOCH; Foto: Johnathan Watts, MEG. 360 Exponate aus der Sammlung Marianne Lehmann sind im Rahmen der Ausstellung „Vodou. Kunst und Kult aus Haiti“ bis zum 24. Oktober 2010 im Ethnologischen Museum in Berlin-Dahlem zu besichtigen.

Schwarze und weiße Magie

Alle Rituale und Gebete drehen sich im Kern um die Konzentration von Energie und um die Stärkung bzw. Schwächung menschlicher Lebenskraft. Dafür werden die Priester von den Göttern mit besonderen Kräften ausgestattet. Über viele Jahre haben sie sich ein großes Wissen um magische Rituale angeeignet. Dieses Wissen beinhaltet heilende wie schadende Elemente, die Wirkung hängt von der Anwendung ab. Man spricht von weißer und schwarzer Magie. In der wissenschaftlichen Definition gründet sich Magie auf dem Wissen verborgener Zusammenhänge und der zweckgebundenen Anwendung dieser Kenntnisse.¹⁸ Übernatürliche Kräfte werden mit Hilfe spezieller Techniken manipuliert, um ein Geschehen zu beeinflussen und gewünschte Resultate zu erzielen.¹⁹ Die große Mehrzahl der *houngan* hat sich der heilenden Magie zum Wohle der Gesellschaft verschrieben. Manche Priester nutzen ihre Kenntnisse aber auch, um anderen Schaden zuzufügen. Diese werden Zauberer (*bokor*) genannt. Die Grenzen sind fließend, denn was einer Person helfen kann, kann einer anderen schaden.

Die Haitianer interpretieren Krankheit und Not auch als Wirken böser Mächte. Mit Hilfe von Amuletten, Talismanen oder Drogen versuchen sie sich im Alltag gegen diese Magie zu schützen. Über die Priester können die *lwa* um Rat gefragt und mögliche Behandlungen verordnet werden. Das können Opferfeste, rituelle Bäder oder auch die Hochzeit mit einem *lwa* sein.²⁰ In Anwendung der weißen Magie lokalisieren die Priester die Probleme durch Wahrsagen mit Hilfe von Karten, Asche oder Kaffeesatz. Alternativ werden die *lwa* angerufen und sprechen aus dem Mund der Besessenen. Der *houngan* belegt auch Amulette und Talismane mit Magie, die den Gläubigen Schutz bieten sollen. Krankheiten wie Fieber und Malaria sollen mit Hilfe bestimmter Kräuter, Pflanzen oder auch Talismanen geheilt oder zumindest gelindert werden.²¹ Zu Schwarzmagiern gehen in der Regel die Menschen, wenn sie ein Pro-

¹⁸ Vgl. A. Pollak-Eltz (Anm. 8), S. 17 und S. 28.

¹⁹ Vgl. Roland Mischung, Magie, in: Wörterbuch der Völkerkunde, Berlin 1999, S. 239f.

²⁰ Vgl. A. Reuter (Anm. 5), S. 52.

²¹ Vgl. Harold Courlander, *The Drum and the Hoe. Life and Lore of the Haitian People*, Berkeley–Los Angeles 1960, S. 100.



Darstellung eines Zauberers; Terrakotta

© Sammlung Marianne Lehmann, FPVPOCH;
Foto: Johnathan Watts, MEG.

blem haben, von dem sie glauben, es mit weißer Magie nicht lösen zu können, wie eine gefühlte Bedrohung der eigenen Familie durch fremde spirituelle Kräfte oder eine hohe finanzielle Verschuldung. Der *bokor* gibt ihnen einen Talisman oder bösen Geist mit, der ihnen dienen soll. Die Kosten hierfür sind teuer und die Folgen schwer einschätzbar: Denn wer sich mit dem Teufel einlässt, verkauft auch seine Seele, glauben die Haitianer.

Zu den „Zaubermitteln“ der *bokor* gehören Stellvertreter wie die bekannten Voodoo-Puppen aus Wachs oder Stoff, die den Gegner symbolisieren. Indem Nadeln in die Puppe gestochen werden, soll der entsprechende Mensch schrittweise verletzt, krank oder sogar getötet werden. Stirbt ein Mensch, werden aufwendige Totenrituale zelebriert, um die zwei Seelen aus dem Körper zu befreien und in die Welt der Götter im Totenreich zu geleiten. Seelen, die nicht in die Geisterwelt gelangen, können von den Schwarzmagiern eingefangen und in böse Geister (*zombies*) verwandelt werden. Im Volksglauben gibt es zwei Arten von *zombies*: die körperlosen Seelen und die see-

lenlosen Körper.¹²² Letztere werden von den *bokor* nach dem Tod des Menschen wieder zum Leben erweckt. Da die Seele den Körper schon verlassen hat, dient allein der Körper als Arbeitskraft für den Magier, z.B. auf den Plantagen. Auf mythischer Ebene entspricht das dem Schicksal der ehemaligen Sklaven.¹²³ Die *zombies* leben dem Glauben nach in einer Zwischenwelt und haben keinen eigenen Willen oder ein Gewissen.

Aneignung durch die Politik

In den vergangenen Jahrzehnten haben die schwarzmagischen Praktiken auf Haiti zugenommen. Viele Haitianer sehen darin einen Zusammenhang mit den politischen und wirtschaftlichen Krisen.¹²⁴ Dazu haben auch die Regierungen beigetragen, die für ihren Machterhalt die Unterstützung der Voodoo-Priester suchten. François „Papa Doc“ Duvalier – von 1957 bis 1971 haitianischer Präsident – baute in seiner Regierungszeit eine Geheimpolizei auf, die *Tontons Macoutes*, die auch aus einflussreichen *houngans* bestand. Die *Tontons Macoutes*, die außerhalb des Gesetzes standen und mit brutaler Gewalt gegen Kritiker Duvaliers vorgehen, pflegten das Selbstbild einer mit Voodoo-Kräften ausgestatteten Miliz. Mit dieser Mischung aus sozialem, religiösem und politischem Einfluss konnte Duvalier die Bevölkerung besser kontrollieren: Er nutzte die Voodoo-Netzwerke und den Glauben als identitätsstiftenden Zusammenhalt, wendete aber gleichzeitig Gewalt und „böse Zauber“ an und setzte Voodoo als politisches Druckmittel ein.¹²⁵ So kann der Mythos vom kontrollierbaren, willenlosen *zombie* als soziales Druckmittel verstanden werden, um unter den Voodoo-Gläubigen Angst zu schüren und Widerstand gegen die politischen Führer im Keim zu ersticken. Daneben lösen die Besessenheitsrituale des Voodoo Angst bei Außenstehenden aus, da sie die Auswirkungen von Kontrolllosigkeit zeigen.

Doch die Gläubigen nutzen Voodoo auch als Mittel des Widerstands: So führte während der Sklavenzeit die Zeremonie von *Bois*

Caïman zum Zusammenschluss und anschließender Revolution der Unterdrückten und zur Unabhängigkeit von Frankreich. Die Priester verstehen sich auch als Mittler zwischen den Gläubigen und der politischen Elite: Laut einheimischen Zeitungsberichten war es ein Zusammenschluss von *houngan*, die Jean-Claude „Baby Doc“ Duvalier – Sohn und Nachfolger François Duvaliers – im Jahr 1986 zur Abdankung brachten.¹²⁶ Auch der ehemalige Präsident Haitis Jean-Bertrand Aristide war Priester und kam aus der Voodoo-Bewegung.

Voodoo für das Volk

Trotz der vielen Krisen und großer Armut im Land bleibt Voodoo fester Bestandteil des haitianischen Alltags. Die Religion bietet Magie für Arme wie Reiche, passt sich immer wieder flexibel den aktuellen Herausforderungen an und ist durchlässig für andere religiösen Einflüsse. Die ständige Anpassung und Flexibilität hat es den Haitianern ermöglicht, mit ihrem Glauben während und nach der Kolonialzeit zu überleben und das eigene Erbe zu erhalten. Die Geister und Ahnen werden als Teil der eigenen und gesellschaftlichen Vergangenheit gepflegt und geben im Alltag Rat und Unterstützung. Aber es sind auch Veränderungen in der Ausführung des Glaubens sichtbar. Da die Armut hoch ist, werden viele Zeremonien nicht mehr so aufwendig gefeiert wie früher. Auch werden einige Rituale als Einnahmequelle für Touristen zugänglich gemacht.

Seit den 1950er Jahren ist etwa ein Fünftel der Bevölkerung Haitis ausgewandert, die meisten in die USA. Die Auswanderer nehmen ihre Religion mit, da die Familienbünde rund um Geister und Tempel auch im Ausland Zusammenhalt bieten. Dort wiederum mischt sich der Voodoo mit den Glaubensrichtungen anderer Einwanderer, wie Spiritismus oder Santería, und es entstehen neue Ausprägungen wie der *Hoodoo* in New Orleans. So bewegt sich der Voodoo-Glaube mit seinen Anhängern weiter und bleibt auch in Krisenzeiten ihr Begleiter.

¹²² Vgl. A. Reuter (Anm. 5), S. 53.

¹²³ Vgl. A. Métraux (Anm. 6), S. 326.

¹²⁴ Vgl. M. Kremser (Anm. 2), S. 116 f.

¹²⁵ Vgl. A. Pollak-Eltz (Anm. 8), S. 13; M. Kremser (Anm. 2), S. 163 ff.

¹²⁶ Vgl. E. W. Davis (Anm. 4), S. 288 ff.

Julia Schünemann

„Sak vid pa kanpe“ – Die Zerbrechlichkeit des haitianischen Staates und die Stabi- lisierungsmission der Vereinten Nationen

Sak vid pa kanpe“ lautet ein bekanntes haitianisches Sprichwort. Übersetzt bedeutet es so viel wie, „ein hungriger Mensch

Julia Schünemann

Ph.D., geb. 1978; wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Fundación para las Relaciones Internacionales y el Diálogo Exterior (FRIDE), Calle Goya 5–7, Pasaje 2, 28001 Madrid/Spainien. jschunemann@fride.org

kann nicht arbeiten“. Es lässt sich aber auch auf den haitianischen Staat anwenden – eine leere Hülle bar jeglicher Legitimität, die nicht einmal ihre Grundfunktionen gegenüber seiner Bevölkerung erfüllt. Weder

versorgt er diese mit einem Minimum an sozialen Leistungen noch bietet er ihr Schutz und Sicherheit vor Bedrohungen von innen wie von außen. Das verheerende Erdbeben vom 12. Januar 2010, das Tod und Zerstörung über ein historisch von Armut, Ausbeutung und Gewalt geplagtes Volk brachte, hat die strukturellen Schwächen des haitianischen Staates einmal mehr offen gelegt.¹

Die Katastrophe bedeutet in jeder Hinsicht einen tragischen Rückschlag zu einem Zeitpunkt, an dem Haiti sich trotz enormer verbleibender Herausforderungen an einem positiven Wendepunkt befand. Dank der seit Juni 2005 präsenten Stabilisierungsmission der Vereinten Nationen in Haiti (MINUSTAH)² und Fortschritten bei der Reform der haitianischen Polizei sowie dem Aufbau rechtsstaatlicher Strukturen war die generelle Sicherheitslage vor dem Erbeben relativ stabil. Allerdings handelte es sich bereits damals um ein fragiles Gleichgewicht, akut bedroht durch Haitis strukturelle politische, wirtschaftliche, soziale und die Umwelt be-

treffende Defizite. Schon damals galt, dass Stabilität und Sicherheit in Haiti mittel- und langfristig ohne eine spürbare Verbesserung der Lebensbedingungen der Bevölkerung nicht zu erreichen sind.³

Haiti muss Antworten auf viele überlebenswichtige Fragen finden: Worin wurzelt Haitis Fragilität? Wie weit trägt der verfassungsrechtliche und tatsächliche Aufbau des Staatsapparates zu dieser Lage bei? Wie wirken sich die Entwicklung der Sicherheitslage, vor allem während der vergangenen sechs Jahre, sowie das Erdbeben als katastrophale Zäsur auf die Gesamtlage aus, wobei unter Sicherheit nicht ausschließlich die Sicherheit des Staates, sondern mehr noch die Sicherheit der Bevölkerung, der Menschen zu verstehen ist? Wie sehen die kurz- und langfristigen Herausforderungen aus, vor denen nicht nur Staat und Gesellschaft Haitis, sondern die Weltgemeinschaft insgesamt stehen? Und welchen Beitrag leistet in diesem Zusammenhang die Stabilisierungsmission der Vereinten Nationen in Haiti?

Die Zerbrechlichkeit des haitianischen Staates offenbart sich in seiner extremen Krisenanfälligkeit in nahezu allen Lebensbereichen: Wirtschaft, Umwelt, staatliche Institutionen und ihr verfassungsrechtlicher Rahmen, Gesundheitswesen, Sicherheit und Justiz.⁴ Es

¹ Dem Erdbeben fielen nach Angaben der haitianischen Regierung mehr als 220 000 Menschen zum Opfer, darunter 96 Mitarbeiter der MINUSTAH.

² Abkürzung gemäß der französischen Bezeichnung *Mission des Nations Unies pour la Stabilisation en Haïti*.

³ Vgl. Julia Schünemann, What role for the EU. Finding a niche in the Haitian peacebuilding process, Initiative for Peacebuilding, 2009, online: www.initiativeforpeacebuilding.eu/pdf/What_role_for_the_EU_Finding_a_niche_in_the_Haitian_peacebuilding_process.pdf (7.6.2010).

⁴ Die verwendeten Begriffe von „Zerbrechlichkeit“ bzw. Fragilität und Krisenanfälligkeit beruhen auf Definitionen des *Crisis States Research Centre* (CSRC) der London School of Economics (LSE); vgl. Crisis States Workshop, Crisis, Fragile and Failed States Definitions used by the CSRC, London im März 2006, online: www.crisisstates.com/download/drc/FailedState.pdf (7.6.2010). „A ‘fragile state’ is a state significantly susceptible to crisis in one or more of its subsystems. (It is a state that is particularly vulnerable to internal and external shocks and domestic and international conflicts). In a fragile state, institutional arrangements embody and perhaps preserve the conditions of crisis: in economic terms, this

handelt sich um einen Staat, der weder Belastungen – von innen oder von außen – noch die bestehenden gewaltigen soziopolitischen Spannungen abfedern geschweige denn bewältigen kann. Unfähig, seine Bevölkerung vor Bedrohungen zu schützen und wenigstens mit einem Minimum an sozialen Leistungen zu versorgen, mangelt es ihm eindeutig an Legitimität.

Die spezifische Konstellation von struktureller Gewalt⁵ und Gewalt, die vom Staat selbst oder von bewaffneten organisierten Gruppen, insbesondere der Banden- und Drogenkriminalität, ausgeht, erfordert einen erweiterten Sicherheitsbegriff für Haiti. Eine Analyse, welche die Sicherheit in Haiti ausschließlich am Besitz und an der Ausübung des eigentlich dem Staat zukommenden Gewaltmonopols⁶ misst, würde zu kurz greifen und einer verfehlten Politik Vorschub leisten. Der erweiterte Sicherheitsbegriff berücksichtigt sowohl die traditionelle staatszentrierte Definition von Sicherheit als auch die sogenannte menschliche Sicherheit (*human security*). Eine Ausdehnung des Sicherheitsbegriffs vom Staat auf seine Bürger ist geboten, weil gerade fragile Staaten ihre Sicherheitspflichten oft nicht erfüllen und so zu Bedrohungen für die eigene Bevölkerung werden können.⁷

Menschliche Sicherheit in Haiti

Die Idee von der menschlichen Sicherheit ist untrennbar verwoben mit dem Konzept der menschlichen Entwicklung, welches im Jahr

could be institutions (...) that reinforce stagnation or low growth rates, or embody extreme inequality (...); in social terms institutions may embody extreme inequality or lack of access altogether to health or education; in political terms, institutions may entrench exclusionary coalitions in power, or extreme factionalism or significantly fragmented security organisations. (...) A crisis state is a state under acute stress, where reigning institutions face serious contestation and are potentially unable to manage conflict and shocks. (There is a danger of state collapse.)“

⁵ Zum Begriff der strukturellen Gewalt siehe insbesondere Johan Galtung, *Violence, peace and peace research*, in: *Journal of Peace Research*, 6 (1969) 3, S. 167–191.

⁶ Das Gewaltmonopol des Staates bezeichnet die ausschließlich staatlichen Organen vorbehaltene Legitimation, physische Gewalt auszuüben oder zu legitimieren.

⁷ Vgl. auch die Webseite der Human Security Commission, online: www.humansecurity-chs.org (7.6.2010).

1994 von den Vereinten Nationen erarbeitet wurde. Es beinhaltet ursprünglich die beiden charakteristischen Elemente „Freiheit von Furcht“ und „Freiheit von Mangel“ (*Freedom from Fear* und *Freedom from Want*) und umfasst die Bereiche Wirtschaft, Ernährung, Gesundheit, Umwelt sowie persönliche, gruppenspezifische und politische Sicherheit.

Auf der Skala des *Human Development Index* (HDI) des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (UNDP)⁸ belegte Haiti im Jahr 2009 unter 179 Ländern Rang 149 und ist somit das am wenigsten entwickelte Land der westlichen Hemisphäre.⁹ Schätzungsweise 80 Prozent der Haitianer leben unterhalb der Armutsgrenze, 54 Prozent existieren in extremer Armut. Hinzu kommt eine für Lateinamerika und die Karibik charakteristische, aber gleichwohl überdurchschnittlich ungleiche Vermögensverteilung.¹⁰ Die fortschreitende Zerstörung ihres Lebensraumes, insbesondere durch Abholzung – lediglich knapp vier Prozent der Waldfläche sind nach Angaben der Weltbank noch intakt –, stellt eine existenzielle Bedrohung dar.¹¹

Durch das Erdbeben hat sich die ohnehin dramatische Situation für die haitianische Bevölkerung weiter zugespitzt. Über 1,5 Millionen Menschen leben gegenwärtig in Camps und Zeltlagern, die trotz internationaler Hilfsleistungen nur notdürftig ausgestattet sind. Diese Notunterkünfte bieten weder ausreichenden Schutz vor den starken subtropischen Regenfällen noch vor den saisonalen Tropenstürmen: Die atlantische Hurrikansaison beginnt offiziell Anfang Juni und endet Ende November; in der Vergangenheit wurde Haiti immer wieder von Tropenstürmen mit verheerenden Folgen heimgesucht. Die Lager und Notunterkünfte sind Brutstätten für Krankheiten und Epidemien jeder Art.

⁸ Abkürzung gemäß der englischen Bezeichnung *United Nations Development Programme*.

⁹ Vgl. *United Nations Development Programme* (UNDP), *Human Development Report 2009*, online: http://hdrstats.undp.org/en/countries/data_sheets/cty_ds_HTI.html (7.6.2010).

¹⁰ Vgl. *World Bank's World Development Indicators* (WDI) Database, September 2008, online: <http://data.worldbank.org/data-catalog/world-development-indicators> (7.6.2010).

¹¹ Vgl. auch Nancy Roc, *Haiti-Environment: From the „Pearl of the Antilles“ to desolation*, Madrid 2008.

Haiti befindet sich in einer Abwärtsspirale von rapide voranschreitendem strukturellem Verfall und einer nicht abreißen wollenden Kette von Krisen und Katastrophen.¹² Der unabwendbare Zwang, zunächst einmal akute Krisen und Notsituationen auf Haiti zu bewältigen, steht der Entwicklung und Umsetzung einer auf Nachhaltigkeit ausgerichteten Entwicklung im Weg.

Gewalt und Kriminalität im Wandel

Im internationalen politischen Diskurs haben sich in den vergangenen Jahren zwei Argumentationslinien in Bezug auf das Phänomen fragiler Staaten herausgebildet, die sich theoretisch nicht ausschließen, praktisch allerdings unterschiedliche Politikoptionen nach sich ziehen. Während ein entwicklungspolitischer Ansatz die Bedrohung betont, die fragile Staaten für ihre Bevölkerungen und das Erreichen der Millennium-Entwicklungsziele¹³ darstellen, unterstreicht der sicherheitspolitische Ansatz die Bedrohung, welche fragile Staaten für die regionale und globale Sicherheit bedeuten können. Sie werden als Keimzellen für globale Gefahren wie Terrorismus, Verbreitung von Massenvernichtungswaffen, regionalen Konflikten und organisierter Kriminalität gesehen.¹⁴

Transnationale organisierte Kriminalität sowie daraus resultierende regionale und globale Sicherheitsimplikationen scheinen die einzigen realen Bedrohungen zu sein, die aus einer konventionellen sicherheitspolitischen Perspektive von Haiti ausgehen könnten. Schwache rechtsstaatliche Strukturen, weit verbreitete Korruption¹⁵ und unzulängliche

Verbrechensbekämpfung sowie die durchlässigen Luft-, Land- und Wassergrenzen Haitis leisten dieser Tendenz Vorschub. Extreme Armut sowie die herrschende gesellschaftliche und politische Polarisierung liefern den nötigen sozialen Nährboden. Nach Schätzungen des Büros der Vereinten Nationen für Drogen und Verbrechensbekämpfung (UNODC)¹⁶ erreichten im Jahr 2005 etwa 20 Prozent des geschmuggelten Kokains die USA über Haiti und die Dominikanische Republik, mit steigender Tendenz.¹⁷ Ohne Zweifel bestehen direkte Verbindungen zwischen transnational organisierter Kriminalität und anderen Formen der Gewalt- und Alltagskriminalität. Experten befürchten einen möglichen Wandel von traditionellen Formen innerstaatlicher und territorial begrenzter Gewalt auf Haiti hin zu einer wachsenden Bedeutung transnationaler Bedrohungen.¹⁸ Die geplante Einrichtung eines UNODC-Büros auf Haiti trägt diesen Entwicklungen Rechnung, wurde allerdings infolge des Erdbebens vorerst verschoben.

Haiti weist keine typische Post-Konflikt-Situation auf, da der Karibikstaat keinen Bürgerkrieg durchlebt hat. Nichtsdestotrotz ist Haitis Geschichte seit seiner Geburt als erste Sklavenrepublik im Jahr 1804 von internen Konflikten und organisierter Gewalt gekennzeichnet. Das gilt insbesondere für die fast 30 Jahre, bis 1986, während grausame Diktatur der Duvaliers,¹⁹ der mindestens 30000 Menschen zum Opfer fielen und die Tausende ins Exil trieb.

Aus den ersten demokratischen Wahlen im Jahr 1990 ging der katholische Armenpries-

¹² Vgl. Julia Schünemann/Pierre Richard Cajuste, *Haiti: de la gestión de la ayuda en un contexto de deterioro estructural*, in: *Temas*, 187 (2010) 5.

¹³ Für eine Auflistung der acht Millenniumsziele siehe online: www.unric.org/html/german/mdg/index.html (7.6.2010).

¹⁴ Vgl. zu dieser Diskussion beispielsweise Patrick Stewart, *Weak States and global threats. Assessing evidence for „spillovers“*, Center for Global Development, Working Paper, Nr. 73, Washington, DC 2006; ders./Kaysie Brown, *Greater than the Sum of Its Parts? Assessing „Whole of Government“ Approaches to Fragile States*, New York 2007; Torunn Wimpelmann, *The Aid Agencies and the Fragile States Agenda*, Chr. Michelsen Institute, (2006) 21.

¹⁵ Im Jahr 2007 belegte Haiti im von der Organisation Transparency International erstellten Korruptionsindex unter 180 Ländern Platz 177.

¹⁶ Abkürzung gemäß der englischen Bezeichnung *United Nations Office on Drugs and Crime*.

¹⁷ Vgl. UNODC, *The threat of narco-trafficking in the Americas*, 2007, online: www.undoc.org/documents/data-and-analysis/Studies/OAS_Study_2008.pdf (7.6.2010).

¹⁸ Beruhend auf Interviews der Autorin mit MINUSTAH-Personal im September 2008 sowie August 2009. Vgl. auch James Cockayne/Daniel R. Pfister, *Peace operations and organised crime*, Geneva Centre for Security Policy, April 2008.

¹⁹ François Duvalier, bekannt als „Papa Doc“ war von 1957 bis 1971 Präsident Haitis. 1964 ernannte er sich zum Präsidenten auf Lebenszeit und regierte bis zu seinem Tod im Jahr 1971. Sein autokratisches Regime war von Korruption und Terror durch seine private Miliz, die sogenannten *Tonton Macoutes* gekennzeichnet. Jean-Claude Duvalier, „Baby Doc“ trat die Nachfolge seines Vaters an und herrschte bis zu seinem Sturz im Jahr 1986.

ter Jean-Bertrand Aristide mit überwältigender Mehrheit als Sieger hervor. Im Zeitraum von 1989 bis 2004, in dem das Regime auf Haiti zwischen Militärherrschaft und Demokratie oszillierte, kam es mehrfach zu internen bewaffneten bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen^{F20} und massiven Menschenrechtsverletzungen. Diese kulminierten Anfang des Jahres 2004 in schweren Unruhen und Zusammenstößen zwischen Regierungsgegnern und Sicherheitskräften und einem Zusammenbruch der staatlichen Ordnung.

Missionen der Vereinten Nationen

Seit 1993 gab es auf Haiti sieben Missionen der Vereinten Nationen,^{F21} internationale Sanktionen eingeschlossen. Dies kommt einem nur sehr bedingt erfolgreichen, geschweige denn nachhaltigen „Start-Stop-Verfahren“ der internationalen Gemeinschaft gleich.^{F22} Im Februar 2004 zogen politisch motivierte bewaffnete Auseinandersetzungen und Präsident Aristides umstrittene Ausreise ins Exil eine sofortige Militärintervention unter US-amerikanischem Kommando mit kanadischer, französischer und chilenischer Beteiligung nach sich. Die mit einem Mandat des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen ausgestattete sogenannte Multinationale Interimstruppe^{F23} hatte den Auftrag, die Sicherheitslage zu stabilisieren. Die Intervention reflektierte vor allem die Interessen der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich sowie der USA. Letztere fürchteten vor allem massive Ströme von haitianischen Flüchtlingen sowie den illegalen Import von Drogen über den Karibikstaat.

Drei Monate später, am 1. Juni 2004, autorisierte der Sicherheitsrat der Vereinten Nati-

^{F20} Vgl. Uppsala Conflict Data Programm (UCDP) Database, Department of Peace and Conflict Studies, Uppsala University, online: www.ucdp.uu.se/database (7.6.2010).

^{F21} Bei zwei von ihnen (MICIVIH und MICAH) handelte es sich um zivile Missionen in Zusammenarbeit mit der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS).

^{F22} Vgl. Sebastian von Einsiedel/David M. Malone, Peace and Democracy for Haiti: A UN mission impossible?, in: *International Relations*, 20 (2006) 2, S. 153–174.

^{F23} Vgl. Resolution 1529 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen vom 29. Februar 2004, online: www.un.org/Docs/sc/unsr_resolutions04.html (7.6.2010).

onen mit Resolution 1542^{F24} die Entsendung der Stabilisierungsmission der Vereinten Nationen in Haiti (MINUSTAH). Die MINUSTAH ist eine Friedensmission der Vereinten Nationen, die unter Kapitel VII der UN-Charta^{F25} operiert. Sie wurde als Maßnahme gegen die von Haiti ausgehende Bedrohung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit in der Region eingesetzt und bestand ursprünglich aus bis zu 6700 Blauhelmsoldaten und bis zu 1622 Polizisten. Ihr Mandat besteht im Wesentlichen darin, ein sicheres und stabiles Umfeld zu gewährleisten, den verfassungsmäßigen politischen Prozess zu unterstützen, die Institutionen des haitianischen Staates und rechtsstaatliche Strukturen zu stärken sowie den Schutz der Menschenrechte zu fördern.

Die MINUSTAH steht unter brasilianischer Führung, ein Indiz für den in den vergangenen Jahren deutlich erstarkten Führungsanspruch Brasiliens in der Region.^{F26} Auch was die Bereitstellung von Blauhelmsoldaten und Polizisten anbelangt, ist die MINUSTAH eine vornehmlich lateinamerikanisch geprägte Friedensmission. Das auf ursprünglich sechs Monate festgelegte Mandat wurde seitdem mehrmals verlängert, zuletzt durch die Resolution 1892^{F27} bis zum 15. Oktober 2010. Angesichts der aktuellen Lage und der im November 2010 anstehenden Präsidentschaftswahl sind erneute Verlängerungen sehr wahrscheinlich.

Durch die Resolution 1908^{F28} und als Reaktion auf das verheerende Erdbeben vom 12. Januar 2010 wurde die Truppenstärke der MINUSTAH in ihrer militärischen Kom-

^{F24} Vgl. Resolution 1542 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen vom 30. April 2004, online: www.un.org/Docs/sc/unsr_resolutions04.html (7.6.2010).

^{F25} Kapitel VII regelt Maßnahmen bei Bedrohung oder Bruch des Friedens und bei Angriffshandlungen. Vgl. www.unric.org/de/charta?start=7 (7.6.2010).

^{F26} Im Rahmen der Reform der Vereinten Nationen strebt Brasilien unter anderem einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat an. Brasiliens Beitrag zu internationalen Friedenseinsätzen mit Mandat der Vereinten Nationen ist auch vor diesem Hintergrund zu beurteilen.

^{F27} Vgl. Resolution 1892 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen vom 13. Oktober 2009, online: www.un.org/Depts/german/sr/sr_09/sr1892.pdf (7.6.2010).

^{F28} Vgl. Resolution 1908 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen vom 19. Januar 2010, online: www.un.org/Depts/german/sr/sr_10/sr1908.pdf (7.6.2010).

ponente auf bis 8940 Soldaten und auf bis zu 3711 Polizisten aufgestockt. Am 4. Juni desselben Jahres verstärkte der Sicherheitsrat den Polizeianteil zudem erneut um 680 Polizisten auf insgesamt 4391 UNPOL-Polizisten.^{f⁹} Diese Entscheidung beruht auf der Einschätzung, dass die haitianische Regierung nicht im Stande ist, die Bevölkerung adäquat zu schützen, und den Bedürfnissen der besonders Schutzbedürftigen wie obdachlosen Erdbebenopfern, Frauen und Kindern gerecht zu werden sowie dem Wiederaufleben von Bandengewalt, organisierter Kriminalität und Kinderhandel entgegenzutreten.

Herausforderungen für den Stabilisierungsprozess

Dem haitianischen Staat gelingt es nur sehr bedingt, sein Gewaltmonopol auf seinem Territorium geltend zu machen und seine Bevölkerung zu schützen. Private Milizen und kriminelle Bewaffnete stehen mit dem Staat in einem ständigen Wettbewerb. Das Vordringen des transnationalen organisierten Verbrechens stellt für den Stabilisierungsprozess auf Haiti eine zentrale Bedrohung dar. Ebenso besteht ein zunehmendes Risiko für Unruhen und bewaffnete Auseinandersetzungen. Der Schutz der Menschenrechte ist äußerst prekär, Straflosigkeit ist die Regel und Gewalt gegen Frauen weit verbreitet. Der Zugang zum Justizsystem ist insbesondere in ländlichen Gegenden kaum möglich, und die Bedingungen in den Gefängnissen sind alarmierend.^{f⁰} Der Aufbau adäquater Sicherheitsstrukturen und die Beschleunigung der Polizeireform, die Stärkung der Justiz sowie eine effizientere Kontrolle von Haitis Grenzen stellen die größten Herausforderungen für die Herstellung und die Konsolidierung von Stabilität dar.

Laut ihrem ursprünglichen Auftrag soll die MINUSTAH den haitianischen Staat stärken und ihn beim Aufbau nachhaltiger rechtsstaatlicher Strukturen unterstützen. Auch wenn die Mission nicht mit einem formalen Mandat für die Reform des Sicherheitssektors ausgestattet ist, liegt vor allem

^{f⁹} Abkürzung gemäß der englischen Bezeichnung *United Nations Police*.

^{f⁰} Vgl. J. Schünemann (Anm. 3), S. 13 f.

seit 2006 ein Schwerpunkt auf der Reform und dem Aufbau der haitianischen Nationalpolizei (PNH).^{f¹} Die haitianischen Streitkräfte waren im gleichen Jahr von Präsident Aristide aufgelöst worden, um Putschversuchen aus den Reihen des Militärs einen Riegel vorzuschieben: eine politisch motivierte Ad-hoc-Maßnahme, die nicht von professionellen Kompensations- und Entwaffnungsprogrammen begleitet war und dementsprechend dazu führte, dass ehemalige Militärs sich entweder in bestehende kriminelle Strukturen eingliederten oder neue schufen.

Die Folgen des Erbebens potenzieren die bereits vor der Katastrophe bestehenden Risiken und Herausforderungen. Weitere, erschwerende Faktoren kamen hinzu: aus der zentralen Haftanstalt in Port-au-Prince am 12. Januar entflohen hochgefährliche Kriminelle, sich re- oder neu konstituierende kriminelle Banden in den einschlägigen Elendsvierteln Cité Soleil, Bel-Air und Martissant, eine steigende Anzahl von Fällen von Entführungen, Vergewaltigungen, (Lynch-)Morden sowie eklatante Unsicherheit in den Camps und Zeltlagern, die besonders Frauen und Mädchen in Form von sexueller Gewalt betrifft.^{f²} Zudem wächst der Unmut in der Bevölkerung über die herrschende Misere und die Passivität von Präsident René Garcia Préval. Diese Lage birgt einen explosiven Nährboden für Unruhen sowie politisch motivierte Manipulationsmanöver seitens diverser Akteure im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen.

Nach offiziellen Angaben verlor die haitianische Polizei, die vor dem Erdbeben aus 9715 Polizisten bestand, durch die Katastrophe mindestens 75 Polizisten. Hunderte wurden verletzt und 40 Kommissariate völlig zerstört oder stark beschädigt.^{f³} Unter den

^{f¹} Abkürzung gemäß der französischen Bezeichnung *Police Nationale d'Haïti*. Die PNH wurde 1995 gegründet, um die öffentliche Sicherheit ziviler Kontrolle unterzuordnen.

^{f²} Vgl. auch International Crisis Group (ICG), Haiti: Stabilisation and reconstruction after the quake, Latin America/Caribbean Report, Nr. 32, März 2010; Mark Schneider, After the earthquake: empowering Haiti to rebuild better, ICG, Mai 2010.

^{f³} Vgl. auch Informationen auf der offiziellen Webseite der haitianischen Polizei www.pnh.ht/welcome/index.php (7.6.2010).

entflohenen Gefängnisinsassen befinden sich bewaffnete Bandenanführer und Mitglieder, die im Jahr 2007 gefasst worden waren, von denen etwa 200 bereits wieder festgesetzt werden konnten.¹³⁴ Insbesondere im Verlauf des Jahres 2006 sowie Anfang 2007 hatte die MINUSTAH gewaltsam und relativ erfolgreich die bewaffnete Bandenkriminalität in diversen Elendsvierteln von Port-au-Prince eingedämmt.

Perspektiven für die Reform des Sicherheitssektors

Die haitianische Polizei ist zurzeit mehr denn je auf internationale Unterstützung angewiesen, um im Alltag ein Minimum an öffentlicher Ordnung und Stabilität gewährleisten zu können. Dies darf allerdings nicht zu einer dauernden internationalen Abhängigkeit der haitianischen Regierung führen. Das erklärte mittelfristige Ziel, die Stärke der PNH bis zum Jahr 2011 auf 14 000 Mitglieder zu erhöhen und gleichzeitig das Aussieben (*vetting*) derjenigen Individuen voranzutreiben, die in Menschenrechtsverletzungen oder Kriminalität verwickelt waren oder es noch immer sind, sollte oberste Priorität für die internationale Gemeinschaft bleiben.

Bemühungen zur Reform des Sicherheitssektors in Haiti zeugen von einer klaren Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Akteuren der internationalen Gemeinschaft. Neben der MINUSTAH kooperieren Kanada, Frankreich, die USA und Spanien auf bilateraler Basis mit der haitianischen Regierung. Die EU ist in diesem Bereich nur bedingt aktiv, was zum einen auf ihre traditionelle Rolle als Akteur humanitärer Hilfsleistungen sowie der klassischen Entwicklungszusammenarbeit zurückzuführen ist. Zum anderen spielt Haiti aus geostrategischer Sicht für die EU eine untergeordnete Rolle. Als Reaktion auf das Erdbeben und eine Anfrage der MINUSTAH hat die EU allerdings 323 Polizisten der Europäischen Gendarmerietruppe¹³⁵ nach Haiti entsandt, um die MINUSTAH und die PNH zu unterstützen. Aus dem Topf des Sta-

¹³⁴ Vgl. ICG (Anm. 32).

¹³⁵ Die Europäische Gendarmerietruppe ist eine militärische Polizeitruppe, die dem Krisenmanagement dienen soll und seit 2006 voll einsatzfähig ist.

bilitätsinstrumentes¹³⁶ stellte die EU nach dem Erdbeben 20 Millionen Euro bereit. Davon fließen fünf Millionen in das sogenannte Bargeld-für-Arbeit-Programm (*cash for work*) der Vereinten Nationen. Die Grundidee solcher Programme ist, nach einer Katastrophe rasch Jobs für die lokale Bevölkerung zu schaffen, die so am Wiederaufbau beteiligt werden und über ein minimales Einkommen verfügen. Mit den verbleibenden 15 Millionen Euro soll die Kapazität des haitianischen Staates im Bereich des Katastrophenschutzes ausgebaut werden. Die Entsendung einer Mission der Gemeinsamen Verteidigungs- und Sicherheitspolitik bleibt allerdings unwahrscheinlich. Im Jahr 2008 diskutierte das Politische und Sicherheitspolitische Komitee (PSK) des Rates der EU zwar eine mögliche europäische Operation im Bereich der Rechtsstaatlichkeit oder der Grenzüberwachung. Aufgrund eines Mangels an politischem Interesse sowie Ressourcen kam diese allerdings nie zustande. Jedoch sollte der Beitrag, den die EU als einer der wichtigsten Geldgeber zum Staatsaufbau und der Friedenskonsolidierung in Haiti leisten kann, keinesfalls unterschätzt werden.¹³⁷

Neben der Wiederherstellung von Sicherheit verlangt der Aufbau einer stabilen Gesellschaft und eines funktionierenden Staatswesens in Haiti sowohl materielle Aufbauhilfe als auch wirtschaftliches Wachstum. Stabilität und Sicherheit waren und sind mittel- und langfristige ohne eine spürbare Verbesserung der Lebensbedingungen der Bevölkerung nicht zu erreichen. Deshalb bleibt eine der größten Herausforderungen für Haiti ein struktureller Wandel der lokalen Volkswirtschaft, der einen nationalen Pakt für nachhaltige Entwicklung zwischen Staat und Gesellschaft einschließlich der auf Haiti traditionell „parasitären“ Privatwirtschaft erfordert und der die Wiederherstellung und den Schutz der Umwelt als Lebensgrundlage in den Mittelpunkt stellt. Inwiefern sich das verheerende Erdbeben unter Umständen als Katalysator eines Prozesses nationaler Einheit für eine nachhaltige Entwicklung erweisen könnte, bleibt abzuwarten.

¹³⁶ Zum 2007 von der EU geschaffenen Stabilitätsinstrument vgl. Verordnung (EG) Nr. 1717/2006 des Europäischen Parlaments und des Rates vom 15. 11. 2006, online: <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:32006R1717:DE:NOT> (23. 6. 2010).

¹³⁷ Vgl. J. Schünemann (Anm. 3).

Klaus Lengefeld

Nachhaltige Entwicklung durch Tourismus? Was kann Haiti von der Dominikanischen Republik lernen?

Haiti ist weniger gesegnet mit herausragenden natürlichen Attraktionen wie den Amazonasregenwald, die Iguazu-Wasserfälle

Klaus Lengefeld

Geb. 1955; Seniorberater für Tourismus und nachhaltige Entwicklung bei der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH, Dag-Hammarskjöld-Weg 1–5, 65760 Eschborn. klaus.lengefeld@gtz.de

in Argentinien/Brasilien, wilden Tieren wie Afrika oder Gletschergebirge wie die Anden oder den Himalaya. Ebenso fehlen kulturelle Monumente von internationaler Bedeutung wie die Maya-Kulturstätten oder Sehenswürdigkeiten aus Kolonialzeiten von der Klasse eines Tikal und Antigua in Guatemala, Copán in Honduras oder Chichén Itzá in Mexiko. Wenn es so etwas wie ein Alleinstellungsmerkmal, ein „USP“ (*unique selling proposition*) für Haiti gibt, so liegt es in der einmaligen Geschichte dieses ersten selbst befreiten ehemaligen Sklavenstaates und der bis heute lebendigen Vermischung afrikanischer mit lokalen und europäischen Kulturen, welche Nährboden beispielsweise für den berühmten Voodoo-Kult ist. Die benachbarte Dominikanische Republik, mit der sich Haiti die Insel Hispaniola teilt, hat ebenfalls kein mit den weltweiten touristischen Sehenswürdigkeiten vergleichbares Alleinstellungsmerkmal. Einzig die Tatsache, dass die Spanier dort die erste Stadt in Amerika, Santo Domingo, gründeten und deshalb dort heute die ältesten spanischen Kolonialgebäude beziehungsweise deren Ruinen zu besichtigen sind, könnte als USP gesehen werden.

Bei den „normalen“ touristischen Attraktionen haben Haiti und die Dominikanische Republik allerdings einiges gemeinsam: Palmstrände, Buchten, Korallenriffe und das

damit verbundene „Karibikgefühl“ können beide Länder bieten. Allerdings hat die Dominikanische Republik ein weitaus größeres Potenzial an Naturattraktionen abseits der Küsten wie den über 3000 Meter hohen Pico Duarte, den höchsten Gipfel der Karibik, und den 265 Quadratkilometer großen Lago Enriquillo, den größten See der Karibik – ein Salzsee, der 40 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Außerdem sind die massive Abholzung und die dadurch verursachte Bodenerosion in der Dominikanischen Republik noch nicht so stark vorangeschritten wie in Haiti, so dass wichtige Teile der Natur noch einigermaßen intakt sind.

Im Gegensatz zur Dominikanischen Republik stand und steht bis heute einer gezielten Nutzung des touristischen Potenzials von Haiti das andere, das „negative Alleinstellungsmerkmal“ des Landes entgegen: Haiti ist das mit Abstand ärmste Land der westlichen Hemisphäre und hat in den vergangenen 50 Jahren fast alle politischen Krisen und Gewaltsituationen erlebt, die man sich vorzustellen vermag: übelste Diktatoren, Priester, die als Retter kamen, um dann doch in einem Sumpf von Korruption und Gewalt zu versinken, sowie die regelmäßigen Naturkatastrophen und zuletzt Erdbeben, deren Wirkungen durch die flächendeckende Abholzung und katastrophalen Bauweisen multipliziert werden – kurz gesagt: Haiti scheint eher ein Land touristischer Alpträume denn ein Traumziel in der Karibik zu sein.

Vor diesem Hintergrund erstaunen die Besucherzahlen, welche der *World Travel and Tourism Council* (WTTC) Haiti zurechnet, doch sehr. So sollen im Jahr 2006 etwa 400 000 Reisende das Land besucht haben, und diese Zahl ist laut WTTC bis 2008 auf 800 000 Besucher gestiegen. Bei weiterer Recherche stößt man auf andere und wohl realistischere Angaben: So nennt die *Caribbean Tourism Organization* als letzte verlässlich erhobene Zahl für das Jahr 2002 180 000 Besucher, von denen mehr als 70 Prozent aus den USA und Kanada kamen. Da dort Hunderttausende ausgewanderter Haitianer leben, die inzwischen amerikanische oder kanadische Pässe haben, schrumpft damit die Zahl wirklicher bzw. touristischer Besucher auf ein realistisches Maß von weniger als 50 000 pro Jahr. Wenn von dieser Zahl noch die in der Statis-

tik vertretenen Mitarbeiter internationaler Entwicklungsagenturen und Hilfsorganisationen abgezogen werden, so endet man mit wenigen Tausend „echten“ Touristen, die das Land trotz seiner erdrückenden Problemlast und des dadurch erzeugten abschreckenden Außenbildes besuchen.

Der einzige touristische „Lichtblick“ war und ist der trotz aller Krisen und Erdbeben florierende Kreuzfahrttourismus auf der vom US-Unternehmen Royal Caribbean im Norden nahe Cape Haitien gepachteten Halbinsel Labadie. Er erbringt seit 1986 den überwiegenden Teil der Tourismuseinnahmen Haitis. Die Anzahl der dort eintreffenden Kreuzfahrttouristen übertrifft die Zahl der sonstigen Besucher des Landes bei weitem – die höchste zu findende Zahl beträgt mehr als 350 000 Personen, welche in Labadie in einem Jahr an Land gegangen sind. Dies entspricht 7000 Kreuzfahrtbesuchern pro Woche und damit im Durchschnitt wöchentlich 2 Stopps von Schiffen der größten Kategorie von Royal Caribbean wie der *Oasis of the Seas*, mit einer Kapazität von 5400 Passagieren – das derzeit größte Kreuzfahrtschiff der Welt.

Angesichts der unmittelbaren Nachbarschaft und der Ähnlichkeit des Attraktionspotenzials stellt sich die Frage, ob und was eine mögliche touristische Entwicklung in Haiti von den Erfahrungen der Dominikanischen Republik lernen kann, die binnen 30 Jahren mit heute fast vier Millionen Besuchern pro Jahr zum wichtigsten Reiseziel in der Karibik geworden ist.

Anfänge der touristischen Entwicklung der Dominikanischen Republik

Der Tourismus in der Karibik ging von Nordamerika und vor allem den USA aus und konzentrierte sich anfangs stark auf Kuba, das bereits 1958 rund 300 000 Besucher und damit ungefähr ein Viertel aller Touristen in der Karibik anzog. Nach der kubanischen Revolution im Jahr 1959 verlagerte sich der Tourismus immer mehr auf die Bahamas, Puerto Rico, Jamaika und die Dominikanische Republik sowie auf einige der kleineren Inseln.

Die Regierung der Dominikanischen Republik setzte früh auf das touristische Entwicklungspotenzial des Inselstaates und schuf be-

reits im Jahr 1971 den gesetzlichen Rahmen für Investitionen in Hotels und die für Tourismus erforderliche Infrastruktur. Unterstützt wurde die dominikanische Regierung dabei von der Weltbank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank, die der Dominikanischen Zentralbank Kredite und Beratung bereitstellten. Dieser Förderrahmen, insbesondere die dadurch gewährten Steuervorteile bei Tourismusinvestitionen zogen sowohl nationale als auch internationale Investoren an. Die ersten touristisch entwickelten Regionen in der Dominikanischen Republik waren Puerto Plata und Sosua im Norden sowie Boca Chica und Juan Dolio im Süden, 50 Kilometer östlich der Hauptstadt Santo Domingo. Beide waren bereits Ziele des Binnentourismus der Dominikaner gewesen, bevor der internationale Tourismus in Form von Pauschalreisen mit Charterfliegern aus Nordamerika und später aus Europa Einzug hielt.

Punta Cana: Beispiel für private Investitionen mit Nachhaltigkeitsanspruch

Ab Ende der 1970er Jahre begann die Entwicklung in Punta Cana in der Provinz Altigracia an der Ostküste der Insel mit dem ersten Ferienresort, dem Club Méditerranée. In diesem kaum besiedelten und infrastrukturell nicht erschlossenen Landesteil entstand binnen 20 Jahren das mit heute mehr als 26 000 Hotelzimmern größte Tourismusziel auf einer Karibikinsel, Punta Cana/Bávaro. Am interessantesten an dieser Entwicklung ist, dass sie praktisch komplett mit privatem Kapital finanziert wurde, und es keinerlei Vorleistungen aus öffentlichen Geldern gab.

Die federführende Entwicklungsgesellschaft, die amerikanisch-dominikanische Punta Cana Group, finanzierte sämtliche Infrastrukturprojekte wie Energie- und Wasserversorgung, Unterkünfte für Mitarbeiter, Schulen, Straßen und Wege sowie die Hälfte der noch fehlenden Straßenanbindung an den Rest des Landes. Damit wurde Punta Cana zum im wahrsten Wortsinne „leuchtendsten“ Beispiel des Potenzials touristischer Entwicklung, für die Basisversorgung der Bevölkerung zu sorgen: „Punta Cana ist (im Gegensatz zur restlichen Insel) ganz-

tätig mit elektrischem Strom und mit Wasser versorgt.“¹

Größte und zugleich risikoreichste Investition der Punta Cana Group war der Bau eines internationalen Flughafens „in the middle of nowhere“, für dessen Genehmigung die Investoren acht Jahre lang mit drei verschiedenen Regierungen verhandeln mussten. Über diesen Flughafen wurden zunächst nur die Gäste des Club Med und des eigenen Hotels der Gruppe, Punta Cana Resort & Club, eingeflogen. Allerdings waren damals bereits die ersten großen Hotels der spanischen Barceló-Gruppe mit einer vierstelligen Zimmerzahl weiter im Norden, am Bávaro-Strand, im Bau. Mittlerweile ist der Punta Cana Airport mit 3,8 Millionen Passagieren (im Jahr 2008) nach Cancún in Mexiko der zweitgrößte in der Karibik. Aber auch der dominikanische Staat profitiert in hohem Maße: Über die Flughafensteuer von 20 US-Dollar und die obligatorische Touristenkarte für zehn US-Dollar als Visumersatz nimmt er pro Jahr mehr als 110 Millionen US-Dollar ein – und das, ohne selbst in den Flughafen investiert zu haben.

Doch der Airport von Punta Cana ist nicht nur durch seine Entstehungsgeschichte, sondern auch in seiner Bauweise weltweit einzigartig: Gebaut wurde mit fast ausschließlich lokalem Naturbaumaterial wie Dächern aus Palmblättern und Baumstämmen als Dachträger, natürlicher Belüftung und ohne Klimatisierung. Doch ist dies bei Weitem nicht das einzige Zeugnis für das Nachhaltigkeitsengagement: Vom Einsatz für die Umwelt-, Sozial- und Kulturverträglichkeit des Tourismus zeugen auch das 600 Hektar große Naturschutzgebiet und die Ökologische Stiftung, die gemeinsam mit namhaften amerikanischen Universitäten ein Zentrum für Biodiversität und Nachhaltigkeit im Punta Cana Resort betreibt. Für die soziale Entwicklung wurde von der Punta Cana Group eine der besten Grundschulen des Landes für die lokale Bevölkerung und die Kinder der Mitarbeiter eingerichtet.

Dieses Engagement machte aber nicht an den Landesgrenzen der Dominikanischen Republik Halt: Frank Rainieri, Präsident der

Punta Cana Group, war 1992 Mitbegründer von CAST, der *Caribbean Alliance for Sustainable Tourism*, die als Unterorganisation der *Caribbean Hotel Association* wichtigste Organisation für die Nachhaltigkeit von Tourismus in der Karibik. Auf internationaler Ebene wurde das Engagement der Punta Cana Group auf dem Weltnachhaltigkeitsgipfel im Jahr 2002 in Johannesburg anerkannt, wo es als vorbildliches Beispiel im Bereich des Mainstream-Tourismus ausgezeichnet wurde.

Die enorme Dynamik der Entwicklung in und um Punta Cana entzog sich aber schon bald den Einflussmöglichkeiten der Punta Cana Group im Hinblick auf die Basisanforderungen nachhaltiger Entwicklung. Dies gilt insbesondere für den nördlich gelegenen, fast 50 Kilometer langen Playa Bávaro und die südlich von Punta Cana gelegene Investition in Cap Cana. Ein wesentlicher negativer Faktor dafür war das Fehlen beziehungsweise Versagen staatlicher Funktionen auf allen Ebenen: So wurden Standards für Baugenehmigungen nicht eingehalten, Naturschutzregeln missachtet und insbesondere die massenhafte Ansiedlung von Binnenmigranten, die von dem Wirtschaftspotenzial Punta Canas zu Tausenden angezogen wurden, in keiner Weise geregelt. Es entstanden unkontrollierte Ansiedlungen ohne Gemeindeorganisation, Abwasser- und Müllentsorgung, die heute das größte Umweltproblem sind – sie gefährden sogar die Wasserversorgung der ganzen Region.

Touristische Entwicklung anderer Zielgebiete

Andere Zielgebiete wie Puerto Plata/Sosua im Norden, Juan Dolio im Süden, La Romana-Bayahibe im Südosten und zuletzt Samaná im Nordosten haben versucht, dem leuchtenden Beispiel Punta Cana mit 70 bis 80 Prozent Auslastungsraten zu folgen. Neue und qualitativ hochwertigere Anlagen wurden gebaut, die Qualität bestehender Hotels wurde verbessert und auf das All-Inclusive-Modell umgestellt, das in Punta Cana 95 Prozent aller Hotelanlagen anbieten.

Die ursprünglichen Nachhaltigkeitsansprüche der Punta Cana Group wurden allerdings nur in La Romana-Bayahibe aufgegrif-

¹ Zit. nach: http://de.wikipedia.org/wiki/Punta_Cana (17.6.2010).

fen und dort sogar wesentlich konsequenter umgesetzt als in Punta Cana. Dabei spielte allerdings auch eine Rolle, dass die Möglichkeiten touristischer Entwicklung in diesem sehr kleinen Zielgebiet von vornherein sehr beschränkt waren. Deshalb konnte dort nur die „kritische Masse“ an zunächst 3000 Hotelzimmern in nur sieben Ferienanlagen gebaut werden, die erforderlich war für den Eintritt ins Geschäft mit internationalen Reiseveranstaltern, einschließlich der Aufnahme des Flughafens La Romana als Charterflugziel.

Ein weiterer Wendepunkt war die erstaunliche Wandlung der dortigen Hotels von Gefährdern zu Schützern des Parque del Este, des größten Naturparks der Dominikanischen Republik. Die beiden östlichsten Hotels waren noch auf von der Regierung dafür freigegebenem, ehemaligem Gebiet des Parque del Este gebaut worden. Als die Regierung 2004 einem spanischen Investor weitere Strandgebiete des Parks, der gerade als UNESCO-Welterbe vorgeschlagen worden war, für den Bau von 1000 Hotelzimmern freigeben wollte, organisierte die Hotelvereinigung von La Romana-Bayahibe gemeinsam mit Umweltgruppen einen Protest, dem sich auch große international agierende Reiseveranstalter anschlossen. Diese Hotelvereinigung war auch die erste im Land, die einen eigenen Umweltmanager engagierte und gemeinsam mit Entwicklungsorganisationen wie der US-amerikanischen USAID und der Regierung Sozialprojekte kofinanzierte. Dazu gehörte der Bau einer Siedlung für Familien, die aufgrund von Hurrikanen ihre Häuser verloren hatten.

Insgesamt gibt es heute in der Dominikanischen Republik etwa 65 000 Hotelzimmer, von denen etwa die Hälfte gemeinsam mit ausländischen, hauptsächlich spanischen Investoren finanziert wurde. Deren Gesamtinvestitionen von mindestens 1,5 Milliarden US-Dollar sind der mit Abstand größte Teil der wichtigen ausländischen Direktinvestitionen in diesem ansonsten mit Rohstoffen kaum ausgestatteten Karibikstaat. Wenn man bedenkt, dass Hotel- und Tourismusinvestitionen in mindestens ähnlicher Höhe aus einheimischem Kapital getätigt wurden, belegt dies, dass der Tourismus auch als eines der wenigen interessanten nationalen Investitionsmöglichkeiten der ansonsten in vielen

Entwicklungsländern notorischen Kapitalflucht entgegenwirkt.

Allerdings hat der Tourismus in der Dominikanischen Republik auch seine Risiken und Schattenseiten. Diese werden besonders deutlich, wenn es aufgrund internationaler Entwicklungen in Kombination mit dem stetigen Ausbau des Hotelangebots zu Einbrüchen in der Nachfrage kommt. Dies war erstmalig in den 1990er Jahren geschehen, als eine Abwärtsspirale bei den Preisen, angefangen von Billig-Reiseveranstaltern, zu Angeboten wie „1 Woche All-Inclusive inklusive Flug für 500 DM“ führten. Als Konsequenz wurde ab Mitte der 1990er Jahre versucht, sowohl Qualität als auch Preise anzuheben und auf einem für alle (einschließlich der davon abhängigen Mitarbeiter) akzeptablen Niveau zu halten.

Die aktuelle Wirtschaftskrise in allen wichtigen Quellmärkten (den Ländern, aus denen die meisten Touristen stammen) hat auch für die Dominikanische Republik zu Rückgängen geführt. Dies auch deshalb, weil das Land weiterhin im Wesentlichen nur auf eine Zielgruppe, die der All-Inclusive-Strandurlauber, ausgerichtet ist. Und wenn dies nur über niedrigere Preise geht, schlägt sich das bei den Arbeitsbedingungen und der Entlohnung der Mitarbeiter nieder. Denn bei den kontinuierlich steigenden Energiekosten sind Einsparungen in diesem ebenso kostenintensiven Bereich nur durch Investitionen in Energieeffizienz und erneuerbare Energien möglich, die in Zeiten niedriger Hotelauslastung und damit knappen Geldes nicht möglich sind.

Tourismusentwicklung auf der Basis von All-Inclusive: Fluch oder Segen?

In der Karibik ist All-Inclusive-Tourismus Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre auf Jamaika entstanden. Aufgrund der politischen Instabilität, Unsicherheit und Gewalt war der Tourismus dort weitgehend zum Erliegen gekommen. Jamaikanische Unternehmer wie Gordon Steward, der Gründer der All-Inclusive-Hotelgruppe Sandals, übernahmen staatliche Hotels. Auf der Suche nach einem markt- und tragfähigen Tourismuskonzept griffen sie das vom Club Méditerranée seit den 1960er Jahren in Europa praktizierte Konzept auf, den Gästen in der

Hotelanlage zu einem relativ teuren Inklusivpreis alles zu bieten, was sie für ihren Urlaub brauchen – vor allem, weil ein Verlassen der Anlage aufgrund der Sicherheitslage nicht ratsam war.

Den All-Inclusive-Boom lösten dann allerdings in erster Linie die Kunden speziell der Pauschalreiseveranstalter aus, die das All-Inclusive-Konzept so hervorragend angenommen haben, dass heute kaum ein Ferienziel mehr daran vorbei kommt. Denn es erfüllt zwei der wichtigsten Ansprüche vieler Reisender: im Urlaub, selbst in bis dahin unbekanntem und fernen Ländern, einen sicheren, kontrollierten Raum zu haben, und eine größere Vorausberechenbarkeit des Gesamtpreises. Beide Entscheidungskriterien sind speziell für Familien wichtig, wo die Eltern durch den sicheren Raum und die Rundumbetreuung für die Kinder entlastet werden.

Als nach Jahren weitgehender Abstinenz die deutsche und internationale Entwicklungszusammenarbeit sich nach der Jahrtausendwende wieder dem Thema Tourismusentwicklung näherte, gab es keine aktuellen Untersuchungen zu den positiven und negativen Wirkungen, den Chancen und Risiken des Tourismus in all seinen Formen einschließlich großer Hotelentwicklungen. Daher begann die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) zunächst mit Eigenmitteln und später im Rahmen des Sektorvorhabens Tourismus und nachhaltige Entwicklung mit Situations- und Wirkungsanalysen verschiedener Tourismusformen einschließlich des All-Inclusive-Tourismus in der Karibik.

Von 2003 bis 2006 wurden insgesamt acht Anlagen in der Karibik und Zentralamerika untersucht, davon fünf in der Dominikanischen Republik. Der Fokus dieser Studien lag auf den wirtschaftlichen Wirkungen und insbesondere den Beiträgen dieser Form des Massentourismus zur Armutsminderung und nachhaltigen Entwicklung.[¶] Dazu wurden sowohl die Daten über die Zulieferung, die Lohnsummen und andere Ausgaben der Hotels analysiert als auch Tiefeninterviews mit einer repräsentativen Auswahl von etwa fünf Prozent der Mitarbeiter, meist aus den

einfachen bis mittleren Tätigkeitsniveaus, geführt. Die überraschend positiven Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

All-Inclusive-Produkte erzeugen durch ihre höheren Ansprüche an den Service (Stichwort: 24 Stunden Rundum-Betreuung) in der Regel 30 bis 50 Prozent mehr Arbeitsplätze als vergleichbare Hotels ohne All-Inclusive-Angebot. Zwar durchaus verbesserungswürdig, doch entsprechen die Arbeitsbedingungen nicht dem von tourismuskritischen Nichtregierungsorganisationen gerne gezeichneten Bild einer extremen Überausbeutung der Menschen bei Hungerlöhnen.[¶] Im Gegenteil, gerade den Angestellten höherwertiger Anlagen (Hotels ab vier Sterne) geht es im Vergleich zu alternativen Arbeitsmöglichkeiten bei ihrem (niedrigen) Bildungsstand besser, und das erzielte Einkommen ermöglicht die Deckung der Grundbedürfnisse. Die Arbeit in einem All-Inclusive-Resort bedeutet in der Regel einen entscheidenden Schritt aus der Armut. Darüber hinaus gibt es durch die starke Hierarchisierung der Arbeitsniveaus in der Hotellerie im Vergleich zu vielen anderen Jobs (wie Fließbandarbeit in der Textilindustrie oder Landarbeit) bessere Aufstiegsmöglichkeiten.

Der zweite wichtige Bereich, in dem All-Inclusive-Resorts stärker zur Armutsminderung beitragen als „normale“ Hotels, ist der Zukauf von Agrarprodukten und Getränken. Die üppigen Buffets und die 24 Stunden lange Verfügbarkeit von Essen und Getränken führen zu einem deutlich höheren Pro-Kopf-Konsum der Gäste, der sich auch in den enormen Einkaufsmengen niederschlägt: Die All-Inclusive-Anlage Coral Canoa in Bayahibe mit 532 Zimmern kaufte beispielsweise im Jahr 2005 18 Tonnen Fleisch und Wurst für 650 000 US-Dollar, davon 90 Prozent für 584 000 US-Dollar aus einheimischer Produktion. Die in derselben Anlage jährlich konsumierten 55 Tonnen Gemüse und Obst im Wert von 333 000 US-Dollar kamen sogar zu fast 100 Prozent aus einheimischer Produktion. Damit beträgt der Beitrag, den ein solches All-Inclusive-Hotel mit 500 Zimmern in der Dominikanischen Republik durch Löhne und Zukäufe zur Armutsmin-

[¶] Für Details siehe www.gtz.de/de/themen/uebergreifende-themen/11013.htm (28. 6. 2010).

[¶] Vgl. dazu eher kritisch Christian Stock (Hrsg.), *Trouble in Paradise*, Informationszentrum Dritte Welt, Freiburg 1997.

derung leisten kann, mindestens 2 Millionen US-Dollar pro Jahr.

Doch der All-Inclusive-Boom in der Dominikanischen Republik erzeugt nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer. Dazu zählen in erster Linie Restaurants und Bars, insbesondere dort, wo es vor dem Beginn dieses Booms bereits einen etablierten „normalen“ Tourismus mit kleinen und mittleren Hotels und Restaurants gab. Andere Verlierer sind beispielsweise Taxifahrer, weil All-Inclusive-Gäste die meiste Zeit im Resort verbringen. Auch ihr Transport vom Flughafen zum Hotel ist inklusive und erfolgt meist mit den eigenen Bussen des Reiseveranstalters.

In der Gesamtbilanz scheinen jedoch die Gewinner zu überwiegen, wie folgendes Beispiel zeigt: In einer der wenigen früheren Untersuchungen zu den Wirkungen von All-Inclusive-Tourismus in der Dominikanischen Republik wurde festgestellt, dass in Puerto Plata nach dem Aufkommen des All-Inclusive-Booms fünf von elf Restaurants schließen mussten. Wenn dort jeweils zehn Arbeitsplätze verloren gingen, traf die Arbeitslosigkeit mindestens 50 Personen. Wenn ein einziges Hotel mit etwa 300 Zimmern von normaler Bewirtschaftung auf All-Inclusive wechselt, entstehen dort bis zu 100 neue Arbeitsplätze, was die Verluste von Arbeitsplätzen bei den Restaurants oder Taxifahrern mehr als kompensiert. Auch das gängige Vorurteil gegenüber den vertikal integrierten Reiseveranstaltern, dass diese durch ihre Monopolstellung bei Ausflügen ihrer Gäste einheimische Anbieter vom Geschäft ausschließen, ist bei genauem Hinsehen oftmals nicht haltbar. Schließlich werden auch die von diesen Reiseveranstaltern eingestellten Mitarbeiter bezahlt; die Gäste werden bei Ausflügen in einheimische Restaurants geführt. Damit profitieren auch einheimische Dienstleister von den Einnahmen aus den Ausflügen von All-Inclusive-Gästen.

Der andere wichtige Kritikpunkt, dass nämlich sowohl die All-Inclusive-Resorts als auch die Reiseveranstalter davon abraten oder sogar ausdrücklich davor warnen, die Anlagen zu verlassen und andere als die wenigen dort angebotenen Ausflüge zu unternehmen, kann teilweise bestätigt werden.

Hintergrund für diese Warnhinweise ist eine versicherungsrechtliche Frage: Wer ist dafür verantwortlich, wenn sich Pauschalreisende bei einem Ausflug, das sie in ihrem Hotel gebucht haben, das Bein brechen, sich den Magen verderben, überfallen oder von einer Giftschlange gebissen werden? Denn gerade bei Pauschalreisen ist aufgrund der speziellen Verantwortung des Reiseveranstalters für die Gesamtreise das Risiko von Reklamationen der Gäste besonders hoch.

Was kann Haiti von den Erfahrungen der Dominikanischen Republik lernen?

Zwischen der Dominikanischen Republik und Haiti gibt es nicht nur bei den naturräumlichen Voraussetzungen für Tourismusentwicklung Ähnlichkeiten, sondern auch bei wichtigen Rahmenbedingungen. Als erstes ist das Thema Sicherheit zu nennen, ohne das an keinerlei Tourismusentwicklung in Haiti – weder an Hotels am Strand noch an Tourismus in Gemeinden – zu denken ist. Da es unrealistisch ist, zu warten, bis die Sicherheitslage sich im ganzen Land so weit verbessert hat, wie es eine „normale“ touristische Entwicklung braucht, kann es hier nur lokale Lösungen in begrenzten und kontrollierten Räumen geben.

Das Paradebeispiel dafür ist die von Royal Caribbean gepachtete Enklave Labadie, die trotz aller Unruhen und Rückschläge seit fast 25 Jahren mit wenigen Unterbrechungen die größte touristische Einnahmequelle und der größte touristische Arbeitgeber des Landes ist. 300 Arbeitsplätze gibt es direkt und 200 durch die Zulieferungen und den Verkauf von Souvenirs und anderen Produkten an die Passagiere bei ihren Landgängen. Außerdem werden je Passagier sechs US-Dollar an die Regierung als Landegebühr gezahlt, was bei 250 000 bis 350 000 Passagieren jährliche Einnahmen von 1,5 bis 2,1 Millionen US-Dollar einbringt.

Auch Hotels, die weitaus mehr Einnahmen und ökonomische Beiträge bringen als Kreuzfahrttourismus, können in Haiti nur in solchen Enklaven entstehen, die den Gästen sichere Räume bieten. Hier ist das All-Inclusive-Versorgungskonzept zumindest in den ersten Jahren ebenso zwingend geboten wie in Punta Cana. An der menschenleeren Küste

der Provinz Altagracia gab es schlicht keinerlei Restaurant- oder Unterhaltungsangebot, weshalb alles im oder vom Hotel *all-inclusive* geboten werden musste.

In Haiti sollte diese Einstiegsphase in den Tourismus nur eine Durchgangsperiode zu einer Diversifizierung der Angebote in Richtung eines „Country-Inclusive“-Konzepts sein und das All-Inclusive nicht wie in der Dominikanischen Republik zum praktisch alleine tragenden Tourismusmodell werden, da dies die Gefahr einer einseitigen Abhängigkeit von großen Reiseveranstaltern birgt. Allerdings geht das erst, wenn auch außerhalb der geschützten Resorts ausreichende Standards an Sicherheit, Hygiene und Servicequalität geboten werden, und wenn die wenigen interessanten Attraktionen im Lande als komplementäre Produkte vermarktbar sind. Dann haben auch andere Unterkunftsformen und Reisearten mit stärkerer lokaler Beteiligung eine Chance, und der Tourismus kann seine Enklaven an der Küste verlassen.

Die zweite Grundvoraussetzung für möglichst hohe Beiträge eines sich entwickelnden Tourismus zur lokalen Wirtschaft und Armutsminderung ist der Aufbau und die Qualifizierung lokaler Erzeugung von Produkten, die in Hotels und im Tourismus gebraucht beziehungsweise gekauft werden. Das Spektrum reicht von der Fülle an Agrarprodukten und Lebensmitteln bis hin zu Hygiene- und Kosmetikartikeln, Textilien, Möbeln und der ganzen Palette von Andenken. Dazu bedarf es aber einer wirksamen ökologischen Erholung des Landes und insbesondere seines durch unangepasste Bewirtschaftungsformen stark übernutzten und an vielen Stellen zerstörten ländlichen Raumes.

Hier ist auch das Problem der Konkurrenz der lokalen Märkte um Lebensmittel mit möglichen Abnehmern aus Hotellerie und Tourismus zu beachten. Denn derzeit kann das Land den Bedarf seiner neun Millionen Einwohner nicht aus der Eigenerzeugung decken und ist stark von Nahrungsmittelimporten abhängig. Allerdings sollte es durch ein konsequentes und flächendeckendes agro-ökologisches Erholungsprogramm möglich sein, nicht nur die Basisversorgung wieder herzustellen, sondern auch Märkte wie den Tourismus zumindest teilweise

zu bedienen. Denn wenn, wie im Falle des Kreuzfahrttourismus, die Ausgaben für Lebensmittel nicht im Land bleiben, bleibt eine große Chance des Tourismus, zur Armutsminderung im ländlichen Raum beizutragen, ungenutzt. Dies belegen eindrucksvoll die bereits genannten Zahlen des Hotelbeispiels Coral Canoa in der Dominikanischen Republik: Wenn beispielsweise von den Ausgaben für Früchte und Gemüse in Höhe von 333 000 US-Dollar 50 Prozent von einheimischen Kleinbauern kommen, so kann alleine dies mehr als 100 Familien mehr als 100 US-Dollar Monatseinkommen verschaffen und sie damit dauerhaft aus der Armut holen. Bei anderen Produkten, insbesondere Souvenirs wie Kunsthandwerk, Textilien oder Gemälden sind die Ausgangsvoraussetzungen für lokale Wertschöpfung in Haiti wesentlich besser. Denn bereits jetzt werden millionenfach in Haiti beziehungsweise von Haitianern hergestellte Souvenirs in der Dominikanischen Republik verkauft.

Die dritte Grundvoraussetzung für Armutsminderung durch Tourismus in Haiti ist ein ausreichendes Niveau an Qualifikationen bei lokalen Interessenten an Arbeitsplätzen im Tourismussektor. Denn wenn die Hotels und andere Tourismusunternehmen ihre Arbeitsplätze nicht mit lokalen Bewerbern besetzen können, weil diese nicht ausreichend qualifiziert sind, führt dies wiederum zu Geldabflüssen in die Hauptstadt, die Nachbarländer oder gar zu aus dem Ausland und anderen Regionen angeworbenen Arbeitskräften. Hier sind die Voraussetzungen insofern nicht schlecht, als bereits jetzt Tausende Haitianer in Hotels in der Dominikanischen Republik arbeiten, unter anderem aufgrund ihrer Französischkenntnisse, die vor allem angesichts der vielen Gäste aus frankophonen Ländern wie Kanada und Frankreich von Vorteil sind. Eine sinnvolle Rückführung dieser erfahrenen Servicekräfte als Nukleus eines qualifizierten Arbeitsmarktes im Tourismus und ihr Einsatz als Multiplikatoren für die Qualifizierung unerfahrener lokaler Arbeitssuchender, vor allem Jugendlicher, wäre ein Schritt in die richtige Richtung.

Die vierte erforderliche Rahmenbedingung für nachhaltigen Tourismus ist die Schaffung einer „Kultur des Tourismus“ die in beide Richtungen wirksam wird: Zum einen soll-

ten die Besucher sich möglichst überall willkommen fühlen und entsprechend behandelt werden. Das ist angesichts der extremen Misere und den damit einhergehenden sozialen und politischen Verwerfungen in der haitianischen Gesellschaft ein schwer erreichbares Ziel. Positiv dazu beitragen kann die Tatsache, dass viele Haitianer trotz der wiederholten Schicksalsschläge ihre positive und freundliche Grundhaltung zum Leben und zu Fremden nicht verloren haben. Umgekehrt bedarf es natürlich auch einer entsprechenden Bereitschaft der Reisenden nach Haiti, ebenso offen und freundlich den Einheimischen zu begegnen, und diese nicht nur, wie in vielen All-Inclusive-Hotels in der Dominikanischen Republik, als Teil des Service zu behandeln – was oft nur dann unterbrochen wird, wenn es zur Merengue-Tanzstunde kommt und plötzlich alle Kellnerinnen und Kellner mittanzen.

Wenn in Haiti die für Touristen besonders interessanten kulturellen Aspekte wie Voodoo in einem angemessenen Rahmen dargeboten werden, kann dies sogar erheblich zu der geforderten Diversifizierung des Tourismusangebots beitragen. Darüber hinaus müssen wichtige Rahmenbedingungen für touristische Investitionen in Haiti stimmen wie Rechtssicherheit und die Möglichkeit, Land zu erwerben oder zu pachten, Kredite und Garantien für Investitionen oder die Möglichkeit, fehlende Einrichtungsgegenstände ohne große Verzögerungen durch Korruption und Bürokratie zu importieren.

Schritte für einen nachhaltigen touristischen Entwicklungsprozess

Ein erster Schritt in Richtung einer nachhaltigen touristischen Entwicklung in Haiti wäre es, zunächst die strandnahen Gebiete auszuwählen, wo die besten Voraussetzungen für Hotelinvestitionen gegeben sind. Dazu zählen neben den naturräumlichen Voraussetzungen und Attraktionspunkten vor allem das Interesse und die Bereitschaft der lokalen Bevölkerung und aller wichtigen Akteure, für die Tourismusentwicklung an einem Strang zu ziehen und gemeinsam die dafür erforderlichen Voraussetzungen wie Sicherheit – sowohl die persönliche als auch die für Investitionen – und Verfügbarkeit ge-

eigneter Flächen und Grundstücke zu schaffen. Andererseits müssen auch die Investoren mit ebenso offenen Karten spielen und gemeinsam mit den lokalen Akteuren ein Konzept zur möglichst großen lokalen Beteiligung an den Arbeitsplätzen und den Zulieferketten entwickeln sowie bereit sein, in die Ausbildung der lokalen Bevölkerung zu investieren.

Ein solcher *Sustainable Destination Process* hat in Ansätzen bereits in Punta Cana und Bayahibe in der Dominikanischen Republik begonnen, wo im Dezember 2003 ein *Sustainable Destination Roundtable* mit allen wichtigen lokalen und nationalen Akteuren sowie den internationalen Reiseveranstaltern, die in der *Tour Operators Initiative for Sustainable Tourism* (TOI) organisiert sind, stattfand. Dies war eine gemeinsame Initiative der Tourismusabteilung des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) und der GTZ mit der Punta Cana Group und der Hotelvereinigung von La Romana-Bayahibe als lokale Partner. Direktes Ergebnis war die Unterstützung der Kampagne für den Erhalt des Parque del Este durch die Reiseveranstalter ebenso wie Kurse für Bootsbetreiber für umweltverträglichere Ausflüge in dieses Schutzgebiet, besseres Umweltmanagement in den Hotels und die Unterstützung sozialer Projekte durch Reiseveranstalter.

Andere als prioritär identifizierte Maßnahmen wie die bessere Gemeindeorganisation und Abwassermanagement, insbesondere in den noch nicht offiziell erfassten „wild“ Ansiedlungen, oder die Einführung von Mülltrennung und Recycling konnten allerdings nicht umgesetzt werden. Der darin federführende öffentliche Sektor der Dominikanischen Republik konnte die dafür erforderlichen Mittel nicht bereitstellen – auch weil wichtige Entwicklungshilfgeber darin keine Priorität sahen. Ein nachhaltiger touristischer Entwicklungsprozess in Haiti muss deshalb auch und gerade die wichtigen Entwicklungshilfgeber einbinden und braucht sowohl deren Erfahrungen in nachhaltigen und partizipativen Entwicklungsprozessen als auch deren Kofinanzierung.

John Miller Beauvoir

Herausforderungen für die Jugend in Haiti

Essay

Haiti ist das ärmste Land der westlichen Hemisphäre. Obwohl seit dem Jahr 1804 unabhängig, kämpft diese erste schwarze Re-

John Miller Beauvoir

B. A., geb. 1981; Mitbegründer der Denkfabrik CRED in Haiti; arbeitete für verschiedene internationale Organisationen, darunter das National Democratic Institute for International Affairs und die International Youth Foundation. Er schrieb u. a. für die „New York Times“ und die „Süddeutsche Zeitung“. Im Jahr 2007 erhielt er den Global Fellowship Award der International Youth Foundation.
pathwayhaiti@gmail.com

publik der modernen Welt immer noch ums Überleben und bemüht sich, die Folgen von Miswirtschaft, Naturkatastrophen und politischem Scheitern zu überwinden, die das Land seit nunmehr zwei Jahrhunderten plagten. Die zerstörerischen Kräfte der permanenten Krisen wirken sich auf alle Bereiche der Gesellschaft aus und entziehen der wichtigsten demographischen Gruppe die Grundlage: den Jugendlichen. Einer erfolgreichen Entwicklung der Jugend Haitis stehen immense Hindernisse im Wege. Die Arbeitslosigkeit wächst in den Himmel, eine Grundversorgung mit öffentlichen Einrichtungen ist praktisch nicht vorhanden und es fehlt jegliche Perspektive auch für die hoffnungsvollsten Jugendlichen in diesem Lande. Die politische Führung schließlich wird von einer traditionellen Gruppe beherrscht, die über einen Status quo wacht, in dem politische Meinungsäußerungen der Jugend von allen institutionellen Ebenen ausgeschlossen bleiben.

Das Erdbeben am 12. Januar 2010 forderte viele Opfer und stellt die Zukunft von mehr als fünf Millionen jungen Männern und Frauen in Frage. Die Jugend verkörpert nach allgemeiner Überzeugung die Zukunft eines Landes. In Haiti sind dem letzten Zensus zufolge 65 Prozent der Bevölkerung unter 25 Jahre alt, was die Jugend zum bestimmenden Faktor für die Zukunft des Landes macht. Dieser hohe Anteil junger Menschen ist jedoch ein zweischneidiges Schwert: Gut ausgestattet und betreut, können sie eine treibende Kraft

für den Wiederaufbau des Landes und für langfristiges Wachstum sein. Wenn sie dagegen marginalisiert werden, können sie zu einem Faktor der Instabilität, Armut und Unsicherheit werden.

Es gibt jedoch keine spezifische staatliche Politik, die den besonderen Bedürfnissen dieser Gruppe Rechnung trägt. Jugendförderung war niemals eine Priorität für die Regierung und daher schafft es das Land nicht, aus dem Teufelskreis von Armut und Instabilität auszubrechen. Angesichts dieses Versagens der traditionellen Eliten sind die Jugendlichen Haitis wegen ihres Alters und ihres hohen Anteils an der Bevölkerung Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft.

Die wichtigsten Herausforderungen

Haitis Jugend ist ein Abbild der sozialen und wirtschaftlichen Nöte, in denen das Land steckt. Weit verbreitet sind die Stimmen, welche die Zukunft düster sehen, das Hoffen auf die Eliten des Landes aufgegeben und das Vertrauen in ihr Land verloren haben. Ihre Probleme sind vielfältig:

Arbeitslosigkeit: Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen Haitis sind auf Arbeitssuche, aber es gibt keine Jobs. Diese demoralisierende Lage führt unter jungen Haitianern zu allgemeiner Frustration und dem Wunsch auszuwandern. Nach einem Bericht der Weltbank¹ aus dem Jahr 2005 steht Haiti bei der Auswanderung qualifizierter Arbeitskräfte an dritter Stelle unter den Entwicklungsländern. Demnach „exportieren“ wir 83 Prozent unserer qualifizierten Bürgerinnen und Bürger. Dieser *brain drain* illustriert anschaulich die Einstellung der Mehrheit der haitianischen Jugendlichen: Sie sehen keinen anderen Ausweg mehr als den internationalen Flughafen von Port-au-Prince. Es herrschen Apathie und Verbitterung, während der gesellschaftspolitische Entwicklungsprozess, der dringend einer Verjüngung und neuer Ideen bedarf, von überalterten politischen Führern mit überkommenen Zukunftsvisionen blockiert wird.

Übersetzung aus dem Englischen von Georg Danckwerts, Bonn.

¹ Vgl. World Bank, International Migration, Remittances and the Brain Drain, Oktober 2005.

Der dadurch entstehende Teufelskreis ist verhängnisvoll: Während wertvolle Arbeitskräfte das Land verlassen, verschlimmern sich die Lebensverhältnisse der haitianischen Bevölkerung. Hunger, Analphabetismus und chronische Krankheiten scheinen für alle Zeiten der Bevölkerung aufgebürdet, besonders aber ihren schwächsten Gliedern, den Jugendlichen und den Kindern. Der Auswanderungsprozess hat sich nach dem Erdbeben noch beschleunigt. Nach Schätzungen der Regierung verursachte das Erdbeben in Haitis Wirtschaft Verluste in Höhe von 14 Milliarden US-Dollar und den Verlust Tausender Arbeitsplätze. Das Fehlen von Perspektiven für die Jugend ist fruchtbarer Nährboden für Drogenhandel und andere Arten von Bandenkriminalität. Die wenigen jungen Fachleute, die das Glück hatten, einen Hochschulabschluss zu erlangen, haben Schwierigkeiten, auf dem Arbeitsmarkt unterzukommen, der von Vetternwirtschaft dominiert wird. Der Zugang zu einem Arbeitsplatz im öffentlichen wie im privaten Sektor gelingt nur durch Protektion. Es gibt keine Praktikantenprogramme für Hochschulabsolventen, während Arbeitgeber „fünf Jahre Arbeitserfahrung“ verlangen, bevor sie jemanden einstellen.

Mit dem Erdbeben, so zerstörerisch es auch war, bot sich eine gute Gelegenheit, etwas gegen die Arbeitslosigkeit zu unternehmen. Haiti erfuhr außergewöhnliche Zuwendung und Solidarität durch die internationale Gemeinschaft und große Geldsummen werden bereitgestellt. Eine politische Führung mit Visionen hätte die Jugend Haitis in die Wiederaufbaum Bemühungen eingeschlossen durch das Anwerben von Fachleuten an Universitäten und Berufsschulen und die Ausbildung von weniger qualifizierten jungen Menschen. Bisher jedoch steht die Regierung nicht im Dialog mit dem Jugendsektor. Sie hat ihre Befragungen zur Ermittlung des Wiederaufbaubedarfs nach der Katastrophe (*Post Disaster Needs Assessment* – PDNA) durchgeführt und einen Aktionsplan zur nationalen Genesung und Entwicklung von Haiti² ausgearbeitet, ohne Vertreter des Jugendsektors zu konsultieren. Dieser erneute Akt des Ausschlusses entmutigt die Jugend und schafft Frustration.

² Der Bericht ist online: www.refondation.ht/resources/PDNA_Working_Document.pdf (30. 5. 2010).

Keine Unterstützung für junge Nachwuchsunternehmer: Angesichts des begrenzten Arbeitsmarktes ziehen viele Menschen es vor, freiberuflich oder als selbständige Kleinunternehmer zu arbeiten. Leider bietet sich dafür in Haiti kein Betätigungsfeld. Trotz innovativer Geschäftsideen von vielen jungen Männern und Frauen gibt es keine Banken, die ihnen Kredite gewähren würden. Keine öffentliche Maßnahme sorgt für Anreize für junge Kreativität. Auch Vorschläge für ein Jugendgesetz, welches die Integration junger Fachkräfte in die öffentliche Verwaltung erleichtern und einen Fonds für junges Unternehmertum schaffen sollte, wurden abgelehnt.

Fehlen von Bildungschancen: Weltweit herrscht Konsens darüber, dass Bildung zu nachhaltiger Entwicklung führt, da sie wirtschaftliche Möglichkeiten eröffnet. Mangelnde Bildung ist eines der größten strukturellen Hindernisse für junge Haitianer. Es gibt zu wenige öffentliche Schulen, um die wachsende Nachfrage zu decken. Den bestehenden Schulen fehlt es an grundlegenden Strukturen und Ausstattung, um die Kinder richtig auszubilden. Nach Angaben des Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen UNICEF werden nur wenig mehr als die Hälfte der schulreifen Kinder eingeschult. Weniger als zwei Prozent der Kinder schließen eine weiterführende Schule ab. Die staatliche Universität ist in einem denkbar schlechten Zustand und nimmt nur ein Prozent der Jugendlichen auf, die ein Hochschulstudium anstreben. Um diese Lücke zu schließen, werden überall ohne staatliche Regulierung und Kontrolle Privatschulen eingerichtet. Auch wenn die Situation des Schulsystems nach dem Erdbeben bisher nicht erfasst ist, so steht doch fest, dass die Mehrheit der Schulen und Universitäten des Landes zerstört ist.

Ausschluss von der Politik: Dieses Land strebt im Grunde genommen nach einer Herrschaft der „alten Männer“. Seit 25 Jahren ist das politische Spektrum gleichsam gekapert von einer kleinen Gruppe von Personen mit ihren überholten traditionellen Vorstellungen von Regierungsführung. Sie kontrollieren jede Aufstiegsmöglichkeit in unseren demokratischen Institutionen und lassen den Jüngeren kaum Gelegenheit, sich politisch zu äußern. Dieselben Personen kontrollieren die politischen Parteien, die weder innerparteiliche Demokratie noch Öffentlichkeitsarbeit

kennen. In diesem Kontext kann nur eine radikale Bewegung einen weit reichenden Wandel und den Aufstieg eines neuen politischen Personals herbeiführen.

Im vergangenen Jahr hat eine Gruppe von Jugendorganisationen die Regierung gedrängt, eine nationale Jugendpolitik auszuarbeiten und der Jugend eine Vertretung auf Regierungsebene zu ermöglichen – vergeblich. Bemerkenswerterweise gibt es in Haiti ein Jugendministerium – dessen Minister über 65 Jahre alt ist. Zum Vergleich: Sein Amtskollege in der benachbarten Dominikanischen Republik ist 33 Jahre alt. Dieser kommt aus den Reihen einer politischen Jugendorganisation und leitet eine politische Hochschulgruppe. Er unterhält enge Beziehungen mit Jugendverbänden in seinem Land und hat kürzlich die sogenannte „Taiwanisierung“ seines Landes angestoßen, indem er Ausbildungsmöglichkeiten in Form von Studienbeihilfen und Stipendien für junge Menschen bereitstellt, die im Gegenzug die Entwicklung des Landes vorantreiben sollen. Der Unterschied zwischen beiden Ländern ist immens, da Haiti keinerlei gezielt auf die Jugend ausgerichtete Impulse für politische Partizipation setzt.

Haitis letzte große Hoffnung

Trotz aller angesprochenen Hindernisse ist die Jugend Haitis der Hoffnungsträger, der eine zersplitterte Gesellschaft wieder regenerieren kann. Das Bedürfnis nach Veränderung ist allenthalben spürbar. Sogar die internationalen Akteure beginnen nach neuen Partnern Ausschau zu halten, die eine reformorientierte neue Bewegung steuern können, welche die Jugend mobilisieren und der gebrochenen Nation neuen Mut einträufeln kann.

Ungeachtet der entmutigenden Lebensbedingungen und aller Arten von strukturellen Barrieren gibt es Anhaltspunkte dafür, dass Haiti durch eine tatsächliche Beteiligung der jüngeren Generation im gesellschaftspolitischen Bereich wiederaufleben kann. Haitis Jugendliche dürsten nach Veränderung. Sie trauen den traditionellen Eliten nicht mehr und wollen endlich an einer Lösung beteiligt werden. Mehrere Jugendbewegungen planen eine landesweite Mobilisierung, um eine nationale „Jugendagenda“ zu entwerfen. Sie wollen sich selbst in die Politik begeben, um diese

Agenda in die Tat umzusetzen. „Diejenigen, die unsere Generation haben scheitern lassen, dürfen nicht dieselben sein, denen die Planung der Zukunft unserer Kinder anvertraut wird. Jetzt nicht mehr.“ Dies ist der Sammelruf, den man oft zu hören bekommt. Zurzeit herrscht ein fortgesetzter Widerstreit zwischen zwei Gruppen der Gesellschaft: Zwischen der Jugend, der es an der Erfahrung zur Führung des Landes fehlt, und den Vertretern des Status quo, die einen katastrophalen Eindruck dabei hinterlassen haben, wie sie in den vergangenen 25 Jahren die Geschicke dieses Landes geleitet haben. Doch um die Debatte gewinnen zu können, müssen einige Grundvoraussetzungen erfüllt sein:

Durchhaltevermögen: Widerstand gegen einen Wandel ist in Haiti weit verbreitet. Um ihm entgegenzutreten, ist Rückgrat erforderlich. Nur Zyniker nähren eine Theorie der Hoffnungslosigkeit.

Sachverstand: Haiti ist ein Land, in dem derzeit der Seemann die Position des Piloten einnimmt. Infolge des Nepotismus sitzt der rechte Mann oder die rechte Frau nicht immer am rechten Platz. Über erfolgreiches Handeln sollten aber letztlich die Fertigkeiten, die man mitbringt, entscheiden.

Uneigennützigkeit: In Haiti gibt es die weit verbreitete Ansicht, dass jede ehrenamtliche Tätigkeit durch verborgene politische oder wirtschaftliche Absichten motiviert sei. Daher muss der oder die für den Wandel Eintretende zutiefst von der Selbstlosigkeit seiner bzw. ihrer Initiative überzeugt sein, um ein gutes Beispiel abzugeben und mit der Zeit die eigene Glaubwürdigkeit unter Beweis stellen zu können.

Mitgefühl: Man muss mit den Schuhen Anderer gelaufen sein, um ihre Sorgen, Nöte, und Ängste verstehen und wirklich etwas für sie tun zu können.

Haiti braucht dringend Befürworter des Wandels, damit einige der großen Aufgaben, vor denen wir stehen, gelöst werden. Haiti sehnt sich nach einem neuen Führungsstil. Unsere Generation hat eine lange überfällige Mission zu erfüllen, für ein neues, prosperierendes und friedliches Haiti.

APuZ

Nächste Ausgabe 30–31/2010 · 26. Juli 2010

20 Jahre deutsche Einheit

Konrad Weiß
20 Jahre danach

Raj Kollmorgen
Diskurse der deutschen Einheit

Klaus Schroeder
Deutschland nach der Wiedervereinigung

Rolf Reißig
Auf dem Weg zur zukunftsorientierten Transformation

Michael Burda
Ostdeutsche Wirtschaft im 21. Jahrhundert

Rüdiger Thomas
Deutsche Kultur im Einigungsprozess

Felix Ringel
Hoytopia allerorten? Von der Freiheit zu bleiben

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Asiye Öztürk
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Johannes Piepenbrink
Manuel Halbauer (Volontär)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
1. Juli 2010

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißensefstraße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte ist Bestandteil der Wochenzeitung **Das Parlament**. Jahresabonnement 34,90 Euro; für Schülerinnen und Schüler, Studierende, Auszubildende (Nachweis erforderlich) 19,00 Euro. Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Vertriebsabteilung **Das Parlament**

Societäts-Verlag
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fsd.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit 4,60 Euro berechnet.
Für Unterrichtszwecke dürfen Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Die Veröffentlichungen in **Aus Politik und Zeitgeschichte** stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar; sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Haiti

APuZ 28–29/2010

- Hans-Ulrich Dillmann*
3–9 **Als die Möbel „zu tanzen begannen“ – Szenen aus Haiti**
Bis zu 300 000 Tote hat das schwere Erdbeben gefordert. Über eine Million obdachlos gewordene Menschen brauchen neue Unterkünfte. Die Nothilfe aus aller Welt kam schnell, aber der Wiederaufbau im „Land der Berge“ wird wohl noch lange dauern.
- Jürgen Pohl*
10–17 **Wiederaufbau nach dem Erdbeben – Perspektiven für Haiti**
Das Erdbeben erfasste den strukturell instabilen Karibikstaat mit bisher kaum gekannter Intensität. Fehlende Bewältigungsstrategien, soziokulturelle und ökonomische Rahmenbedingungen machen den Wiederaufbau langwierig.
- Oliver Glied*
17–23 **Die „erste schwarze Republik“ und ihr koloniales Erbe**
Die Armut und die Krisen auf Haiti lassen sich ohne Kenntnis ihrer historischen Ursachen nicht verstehen. Der Beitrag zeigt Spätfolgen der kolonialen Situation, Sklaverei und Plantagenwirtschaft auf.
- Sonja Norgall*
23–29 **Voodoo für das haitianische Volk**
Im Alltag der Haitianer bietet Voodoo vor allem Lebenshilfe, Heilung und Orientierung im Chaos der gesellschaftlichen und politischen Umbrüche. Dabei passen die Gläubigen ihren religiösen Kosmos immer wieder an die äußeren Einflüsse an.
- Julia Schünemann*
30–35 **Die Zerbrechlichkeit des haitianischen Staates**
Die Sicherheitslage in Haiti war vor dem Erdbeben im Januar 2010 relativ stabil. Allerdings handelte es sich um ein fragiles Gleichgewicht, bedroht durch strukturelle politische, wirtschaftliche, soziale und die Umwelt betreffende Defizite.
- Klaus Lengefeld*
36–43 **Nachhaltige Entwicklung durch Tourismus?**
Touristisches Entwicklungspotenzial Haitis liegt in der bis heute lebendigen Vermischung afrikanischer mit lokalen und europäischen Kulturen. Inwiefern kann es von der Dominikanischen Republik, dem wichtigsten Reiseziel in der Karibik, lernen?
- John Miller Beauvoir*
44–46 **Herausforderungen für die Jugend in Haiti**
Der Autor umreißt die Herausforderungen für die Jugend Haitis. Er beschreibt sie als Hoffnung zur Lösung der systemischen Krise des Landes, da die traditionelle Elite sich als unfähig erwiesen hat, das Land in eine bessere Zukunft zu führen.